

DIE RHÄTIERIN
EIN APOSTEL



ZWEI ERZÄHLUNGEN

VON

SILVIA ANDREA

SCHKEUDITZ
VERLAG VON W. SCHÄFER

1905

DIE RHÄTIERIN

EIN APOSTEL

Zwei Erzählungen aus
Graubündens
Vergangenheit
von Silvia Andrea
Buchschmuck v. M. Honegger

M H

Schkeuditz
Verlag v. W. Schäfer
1905



Erstes Kapitel.

Roma war im Süden unumschränkte Herrin über Erde und Meer, im Osten und Westen besaß sie den größten Teil der bekannten Länder; im Norden hinderte sie der Alpenwall, ihre Herrschaft über die germanischen Völker auszudehnen. Aber Roma war gewohnt Hindernisse zu beseitigen. Das Gebiet zwischen Alpen und Donau lag in den Händen des keltischen Volksstammes der Bündelcier und Rhätier. Kaiser Augustus betraute seine Stiefföhne Drusus und Tiberius mit der Aufgabe, diese wilden Wächter der Alpenpässe unschädlich zu machen. Tiberius führte sein Heer auf Umwegen nach dem nördlichen Rhätien und machte sich die Gegenden am brigantinischen See untertan. Dann zog er südwärts den Lauf des Rheines entlang gegen die Alpenschwelle. Sein Zug durch das feindliche Land war mit unsäglichen Schwierigkeiten verbunden. Überall fand er verbrannte Dör-

fer und verlassene Burgen. Die Herden waren verschwunden, die Kornvorräte in Schlupfwinkeln versteckt. Die Bewohner hatten sich in die Berge geflüchtet und schleuderten von den Felsen Steine oder schoßten aus undurchdringlichen Wäldern ihre Pfeile auf das vorbeiziehende Heer. Der Weg des Siegers war mit Toten gepflastert.

Drusus drang in die norischen Alpen und siegte die Bindelicier; dann wandte er sich westwärts, um sich mit Tiberius zu verbinden und die Rhätier zu schlagen.

Im Rheintal trafen die Heere des Drusus und Tiberius zusammen und faßten die Rhätier, die hier zusammen geströmt waren, in die Mitte. Die entscheidende Schlacht war unvermeidlich. Enger und enger umschlossen die römischen Kohorten das Häuflein Menschen. Die Rhätier wehrten sich wie die Löwen, die das Würgen der Riesenschlange fühlen. Aber der römischen Kriegskunst waren sie nicht gewachsen; sie erlagen. Als sie ihre Freiheit verloren sahen, wurden sie von so erhabener Verzweiflung erfaßt, daß sie beschlossen, sich dem Untergang zu weihen.

Jünglinge und Jungfrauen stürzten sich in den Lanzenwald der Römer und bahnten den Nachkommen eine Brücke, um den Feind mit der rächenden Waffe zu erreichen. Die Väter feuerten ihre Kinder an, sich unter die feindlichen Hufe zu werfen; sie selbst sanken in wütendem Handgemenge Mann um

Mann. Die Mütter schleuderten den Siegern ihre Säuglinge ins Gesicht, um mit der Schande der Unterjochung das Geschlecht zugleich zu vertilgen. Dann rafften sie als die letzten die Waffen auf, die der toten Hand der Gatten und Kinder entfallen waren, und gaben sich gegenseitig den Tod.

Tiberius sah mit unbarmherziger Kälte den letzten Zuckungen des überwundenen Volkes zu, das wie ein zu Tode geheiztes Wild noch im Ausströmen der letzten Lebenskraft gefährlich war. Stoß auf Stoß erhielt es, bis es unter dem Fuß des unerbittlichen Siegers verblutet lag.

Rhätien lag in den Händen der Römer. Die Nacht sank herab und bedeckte mit ihrem Schleier die Greuel des Schlachtfeldes. Stumm und friedlich lagen sie nebeneinander hingestreckt, die sich kurz vorher den Dolch in die Brust gestoßen hatten, Freund und Feind, ein riesiger Kranz von Totenblumen auf dem Grabe rhätischer Freiheit.

Es wurde still, das Stöhnen der Verwundeten, das Röcheln der Sterbenden verstummte nach und nach. Nur der Rhein rauschte sein uraltes, eintöniges Lied durch die Nacht, unbekümmert um das Blut, das seine Wogen färbte.

Tiberius ruhte in seinem Zelt, aber er schließt nicht. Er, der tapfere Kriegermann, der von zartester Jugend an Blut und Eisen gekannt hatte, fühlte sich durch diesen letzten Kampf nachträglich bewegt. Wofür

hatten sich diese Alpenkinder so verzweiflungsvoll gewehrt? Für ihre Freiheit, ihre Armut, für die magere Scholle, die ihnen kaum den Lebensunterhalt gewährte. Auch er hatte oft sein Leben zum Ruhme des Vaterlandes in die Schanze geschlagen. Aber sein Vaterland war Rom.

Und während er mit geschlossenen Augen dalag, schlich der alte Traum von der Weltherrschaft an ihn heran. Von ferne winkte die Mutter, die allmächtige Livia, die dritte Gemahlin des Kaisers Augustus, mit dem Herrscherstab in der Hand, dem geliebten Sohne zu. Hinweg mit dem Trugbild! Nicht er war der Erbe des Kaisers, sondern dessen rechtmäßige Tochter aus zweiter Ehe, Julia, die Gemahlin des Feldherrn Agrippa Vipsanius.

Tiberius schüttelte den Traum von sich und trat vor das Zelt. Aus dem Dunkel der Wälder und von den Anhöhen flackerte hie und da ein Licht auf. Er wußte, dort hatten sich Menschen zusammengefunden, die um die verlorene Freiheit klagten und zu den Sternen um Milderung des Unglücks beteten.

Die ingrimmige Wut, die bei dem hartnäckigen Widerstand der Leute im Rheintal über den Feldherrn gekommen war, hatte sich mit ihrer Vernichtung gelegt, und die Großmut des Siegers erwachte. Er hatte Befehl, das rhätische Volk zu schonen, denn Kaiser Augustus wollte sich in demselben einen Verbündeten zu seinen Bürgen nach Germanien heranbilden. Diese

troßigen Alpenkinder hatten nun die eiserne Hand Roms gefühlt, sie waren gebändigt, fortan sollten sie nicht die Strenge, sondern nur die Milde und Ge- rechtigkeit des Römers fühlen.

Tiberius trat in sein Zelt zurück, und mit der Ruhe guter Gedanken kam auch der Schlaf über ihn.

Am Morgen wurde es im Lager früh lebendig. Drusus sammelte sein Heer, um es nach Vindelicien zurückzuführen. Dort war vorläufig das Feld seiner Tätigkeit. Tiberius hatte die Aufgabe, in Rhätien die römische Herrschaft zu befestigen. Zu dem Zweck wollte er seinen Sitz in Ebodurum, der bedeutendsten rhätischen Stadt, am Ausgang der Bergpässe Julier, Septimer und Splügen aufschlagen.

Er hatte schon die Vorkehrungen zum Abmarsch getroffen, als er einen lärmenden Haufen, dessen Mittelpunkt offenbar eine Tragbahre mit einem Verwundeten war, auf sein Zelt zukommen sah. „Ein Fürstenkind“, hörte er einzelne Stimmen rufen, „läßt uns zum Feldherrn, welch ein Fund, welch ein Zufall, die Rhätierin lebt noch.“ Vor ihm legten die Träger die Bahre nieder. Eine Jungfrau mit totbleichen Wangen und geschlossenen Augen lag darauf gebettet. Ihr langes, blondes Haar, das auf der Stirn von einem goldenen Reif zusammengehalten wurde, lag wie ein schützender Mantel unter ihr ausgebreitet. Der Überwurf war blutig und zerfetzt und ließ eine Schulter frei, auf welcher eine Wunde klaffte. Zier-

liche Bronzespangen schmückten die Oberarme und Fußknöchel, und ein lederner Gurt mit goldener Schnalle umschloß ihr Gewand.

„Es ist noch Leben in ihr, ruft den Feldarzt,“ befahl Tiberius.

Der Arzt kam und benetzte die Lippen der Verwundeten mit Wasser. Die Jungfrau erwachte aus ihrer Bewußtlosigkeit, sie trank von dem dargereichten Wasser und richtete sich langsam auf. Ihre Blicke glitten zuerst wie traumverloren über ihre Umgebung, dann blieben sie auf der alle andern überragenden Gestalt des Tiberius haften, und voll Entsezen rief sie: „Feldherr, ich weiß alles, töte mich.“

„Sei ruhig,“ gab dieser zur Antwort, „kein Römer tötet ein verwundetes Weib.“

„Die Götter haben mein Leben nicht gewollt, weh, was habe ich getan?“ jammerte sie mit gerungenen Händen.

„Ermanne dich, es soll dir kein Leid geschehen, deine Eltern haben sich vielleicht in die Berge geflüchtet, sie sollen dir wieder gegeben werden,“ ließ sich Tiberius zu aller Erstaunen vernehmen.

„Nein“, rief sie triumphierend, „ich sah Vater und Mutter fallen, der Führer hat sein Volk sterben gelehrt. Wohl allen, die den Tag der Knechtschaft nicht überleben mußten.“

„Bist du die Tochter des Häuptlings?“

„Ja“, erwiderte sie fest.

„Dies dient durchaus nicht zu Deiner Empfehlung.“ Der Feldherr ließ einen langen Blick über die Gestalt der Rhätierin gleiten, dann fuhr er in einem Ton fort, der zwischen Mahnung und Drohung schwankte. „Wisse, Rom hat schon längst die Eroberung der Alpen im Sinn, und wir hatten Bericht, daß der Häuptling im Rheintal einer der verwegsten Führer der Rhätier war. Ist Euer Oberpriester, der Druide, auch in den Kampf gezogen? Sprich die Wahrheit, denn unsern Kundschaftern bleibt doch nichts verborgen.“

Ein erneuter Anfall von Ohnmacht überhob die Jungfrau der Antwort. Die Umstehenden sahen fragend nach dem Feldherrn, sie merkten, daß er seine gute Stunde hatte. In der Tat empfahl er die Verwundete der Sorgfalt des Arztes, „denn“, sprach er mit erhobener Stimme, „wir wollen unsere Herrschaft in Rhätien mit einem Akt der Großmut anstreten, die Angehörigen des Häuptlings sollen ihr Leben behalten.“ Die Soldatenbetteten die Jungfrau wieder auf die Tragbahre und entfernten sich mit ihr.

„Sachte, sachte, daß wir dem Täubchen nicht wehe tun,“ sagte einer von ihnen, als sie aus Hörweite des Feldherrn waren. Alle licherten. „Wir tragen Dich nach Ebodurum, schönes Mädchen, wo der Feldherr auch hingehet; kommst du gern nach Ebodurum?“

„Nach Ebodurum“, wiederholten die bleichen Lip-

pen der Rhätierin mit so verzweifeltem Ausdruck, daß selbst den römischen Soldaten das Lachen verging.

Bald darauf bewegte sich das römische Heer talaufwärts, das Schlachtfeld mit den Toten und Verwundeten hinter sich lassend. Als es aus dem untern sumpfigen Rheintal in die Berge vordrang, ging allen das Herz auf. Ein weites Talbecken mit herrlichem Boden von reichen Waldungen und Triften umgeben, breitete sich vor ihnen aus, und ein massiger Bergkoloß kam in Sicht, der Calanda. Die Römer wußten, daß der Berg eine Goldader enthielt und begrüßten ihn mit lautem Ruf. Dieses Gold war das einzige Lockende, das ihnen Rhätien bot.

Die Gegend schien verlassen, nirgends sah man weidende Viehherden, vereinzelte Häuser am Wege waren leer, auf den Herden war die Glut erloschen, Wasser und Vorräte fehlten. Die Römer erreichten Ebodurum. Die Stadt lehnte an einen Abhang und bot mit ihren aus rohen Holzstämmen zusammengefügten, strohbedeckten Häusern ein friedliches Bild, aber kein Rauch schwelte über den Dächern, kein Laut ließ sich hören, kein Rhätier machte ihnen die Schwelle streitig, als sie von den Häusern Besitz nahmen. Die meisten lagen draußen auf dem Schlachtfeld erschlagen, die andern hatten sich in die Berge geflüchtet.

Nur eine war wieder gekommen, Waga, die Verwundete, die Tochter des rhätischen Häuptlings. Ti-

berius ließ ihr großmütig das beste Haus anbieten; es war ihr Vaterhaus. Römische Soldaten schlossen es ihr auf, stellten Speisen auf den Herd und zündeten Feuer an. Dann entfernten sie sich mit der stolzen Bemerkung: „Sei ruhig, rhätische Jungfrau, du bist in jeder Beziehung sicher, denn dies Haus wird von römischen Soldaten bewacht.“

Als Waga sich allein befand, sank sie von Entsezen überwältigt auf ihr Lager und rang die Hände. Diesen Fall hatte sie nicht vorgesehen. Voll opferfreudigen Mutes war sie mit den Eltern ausgezogen, um mit ihrem Volk zu siegen oder zu sterben. Beim Anblick des Feindes wurde sie von einem glühenden Verlangen erfaßt, ihr Leben für Rhätien um den hundertfachen Preis von Römerblut hinzugeben. Sie sah das zahlreiche Heer von allen Seiten auf die Rhätier eindringen, sie fühlte die fürchterliche Umschürung des römischen Waffenringes, sah die verzweifelte Gegenwehr und den Untergang ihres Volkes, sah wie der Vater noch im Fallen den Dolch gegen ihre Brust zückte. Dann wußte sie nichts mehr bis zu dem Augenblick, da sie den Feldherrn vor sich erblickte.

Von der eigenen trostlosen Lage wandten sich ihre Gedanken dem Bruder zu. Beim Herannahen des Feindes hatten ihn die Götter mit Krankheit geschlagen und kampfunfähig gemacht. Der Vater hatte ihn nach den Bergen geschafft und der Obhut des heilfundenen Druiden, des Vaters Bruder, übergeben.

Wur er seiner Krankheit erlegen, oder lebte er in Sicherheit geborgen mit dem Druiden?

Trotz der Schwäche, die ihr der Blutverlust verursacht hatte, konnte sie sich nicht ruhig verhalten. Sie erhob sich und ging im weiten Raum ihres Hauses auf und ab. Es war so fürchterlich leer. „Vater, Mutter, Bruder“, kam es klagend über ihre Lippen — „Vater, Mutter, Bruder“, hallten die öden Wände zurück, und ein Gefühl grenzenloser Verlassenheit gefellte sich zum Jammer der Gefangenschaft.

Vor dem Herde blieb sie stehen. Hier war der Versammlungsort der Familie, hier weihten sie den Göttern ihren Kult. Sie schürte das Feuer und legte Reisig zu. Als das heilige Element, in dem sich die Gewalt ihrer Götter offenbarte, brannte, war es ihr, als ob sie nicht mehr allein sei. Sie setzte sich auf die hölzerne Bank davor und sah unbeweglich hinein. Aus dem Brässeln glaubte sie die Stimmen ihrer Eltern zu hören, die ihr Mut und Trost zusprachen; sie lauschte von Andacht durchglüht und wurde ruhig. Die Lehre, in der sie der ehrwürdige Druide jahrelang unterwiesen hatte, um sie zur Priesterin zu weihen, hatte in ihrem Herzen tiefe Wurzeln geschlagen. Und nun klangen sie mildernd in ihren Jammer hinein, die Sprüche voll Tieffinn und Weisheit, die ihr Volk auf seinem tausendjährigen Entwicklungsgang gesammelt und als Glaubensschatz in die Hände seiner Priester niedergelegt hatte.

Die Druidenschülerin war so in Betrachtung und Gebet versunken, daß sie das Öffnen der Türe überhörte. Eine jähre Freude durchfuhr sie, als sie von bekannten Lippen ihren Namen hörte. Zwei Frauen stürzten herein und warfen sich ihr weinend zu Füßen. Es waren zwei Sklavinnen ihrer Eltern, welche die Viehherden in die Berge getrieben hatten und von den Römern aufgestöbert worden waren.

„Ihr Götter, habt Dank“, rief Waga aus tieffster Seele, „noch bin ich nicht ganz verlassen.“

„Waga“, sprach die alte Favia an allen Gliedern bebend, „die Römer werden uns töten, hilf uns.“

„Nein“, erwiderte Waga, die Frauen aufrichtend, „sie schenken uns unser armes Leben.“

„Dürfen wir das glauben? Das wäre schon viel“, sagte Mato aufatmend, „werden sie uns zu essen geben?“

„Ja, wenn wir für sie arbeiten.“

„Das wollen wir redlich für sie tun, wie wir es für deine Eltern getan haben. Werden sie uns unsre Kleider lassen?“

„Alles, außer den Waffen.“

„Dann sind sie nicht so schlimm, wie wir meinten.“

„Oh“ — die Häuptlingstochter brach zum erstenmal in einen Tränenstrom aus.

„Genug, genug“, riefen die Alten erschrocken, „nun tröste uns auch ein wenig, weise Jungfrau Waga, wir haben es wahrlich nötig.“

Waga ermannte sich. Sie erinnerte sich, daß die Erschlagenen unbestattet im Feld draußen lagen, und kein Priester ihnen den Segen nachgesprochen hatte. Sie nahm das Beste, was das Haus an Feldfrüchten und Kleidern bot und übergab alles den Flammen, um ihnen hier in der Stille den Totendienst zu bereiten. Während das Feuer die Gaben langsam verzehrte, und der Rauch in schweren Ringeln in die Höhe stieg, stimmte sie den Totengesang an, welcher von den Frauen unter Schluchzen und Wehklagen nachgemurmelt wurde. Die heiligen Rhythmen verwoben sich mit dem Knistern des Feuers zu einer Melodie, auf deren Schwingen ihre Seelen sich über allesirdische erhoben zum Reiche des Lichts, dem sie ihren Kult widmeten. Sie beteten heiß und innigstig und fanden das Vertrauen wieder.

Als die Klage ausgeklungen war, sprach Favia voll Zuversicht: „Die Götter haben das Opfer wohlgefällig aufgenommen. Der Regen, der mit den Römern ins Land gekommen ist, hat plötzlich aufgehört.“

Sie öffneten die Türe. In der Tat hatten sich die Wolken, die wochenlang mit bleierner Schwere auf den Bergen gelastet, verzogen, und vom nächtlichen Himmel schauten die Sterne groß und klar, wie Waga sie selten gesehen, auf die rhätische Erde nieder. Sie erhob die Hände zu ihnen, die Alten, Guten, Reinen lebten noch und wachten wieder über das schwer geprüfte Land.

Dann legte sich die rhätische Häuptlingstochter mit ihren Frauen zur Ruhe und schließt zum erstenmal als römische Gefangene unter dem väterlichen Dach.

Eine Woche später hatten sich im wilden Pleßurtal ob Ebodurum unter Führung des Druiden eine Anzahl Menschen zusammengefunden, die von ihm Rat und Trost erwarteten. Es waren flüchtige Rhätier, die von den Römern immer weiter in die Unwirtlichkeit des Tales hinaufgetrieben worden waren. Schon in den ersten Tagen war ihre Herde entdeckt und weggeführt worden. Nun waren sie aller Lebensmittel entblößt, hungrig und froren, und auf ihren Gesichtern war die Trostlosigkeit ihrer Lage zu lesen.

An der Seite des Druiden lag ein kaum dem Knabenalter entwachsender Jüngling in diesem Schlummer hingestreckt. Der Druide sah in das bleiche Gesicht, auf welchem der Friede der Vergessenheit ruhte und bat die Anwesenden, sich ruhig zu verhalten, damit er nicht erwache. Sein Herz krampfte sich beim Anblick des Schlummernden zusammen. Der Sohn seines Bruders war unter seinen Händen genesen. Mit unsäglicher Mühe hatte er den Kranken beim Vordringen der Römer weiter geflüchtet, mit unsäglicher Mühe hatte er ihm Nahrung verschafft, ihn gepflegt und geschont, bis er ihm die Mitteilung der Unterjochung Rhätiens machen konnte. Auch diese gefährliche Klippe hatte die starke Natur des Jünglings

glücklich überwunden. Sollte der so mühsam Gerettete nun hier oben elend verhungern?

Hinzugekommene Flüchtlinge hatten berichtet, Waga lebe und befindet sich in ihrem Vaterhaus, die Römer erzeigen sich menschlich und töten keinen, der sich freiwillig stelle. Und andere brachten den Befehl allgemeiner Entwaffnung und wagten auch schon die schüchterne Bitte, sich ins Unvermeidliche zu schicken, ins Tal zurückzukehren und die Waffen abzuliefern. Der Druide konnte zu keinem Entschluß kommen; loderner Haß gegen die fremden Eroberer und zärtliche Sorge um den ihm anvertrauten Jüngling stritten in ihm um die Oberhand. Die Räätier harrten stillschweigend auf seine Befehle. In dieser bitteren Lage erbot sich einer unter ihnen, vorläufig allein zu Tal zu steigen und den Stand der Dinge auszuforschen. Der Mann, der dieses Wagnis unternehmen wollte, war weder durch hervorragende Erscheinung, noch durch Weisheit und Stellung ausgezeichnet. Er war von Beruf Harzsammler und Sieger und hörte auf den Namen Pechiegel. Gesicht und Hände waren von unbestimmbarer Farbe, die Zeichen, aus welchen sein Gewand bestand, wurden mehr durch Verklebung, als durch die Kunst der Nadel zusammengehalten; aber aus den langgeschlitzten Auglein blitzten ein paar Lichter, den Feuerbränden vergleichbar, die er nachts zur Unterhaltung seiner Besucher im Wald anzündete. Denn Pechiegel stand mutter-

seelenallein auf der Welt und verbrachte den größten Teil seines Lebens im Wald.

Sein Vorschlag fand lebhaften Beifall. Wenn einer imstande war, diese schwierige Aufgabe zu lösen, so war es Pechtiegel.

Der Druide erhob keinen Einwand. Er schnitt einen Zweig von einem Baum und zeichnete mit einem eisernen Stift allerlei Figuren in die Blätter. Als er fertig war, überreichte er den Zweig Pechtiegel und sprach: „Geh, die Götter mögen Deinen Weg bewachen, trachte in die Nähe Wagas zu kommen und diesen Zweig in ihre Hände gelangen zu lassen.“ Die Männer nickten sich befriedigt zu, der Druide war gewonnen.

Pechtiegel ging. Am Abend hatte er das Tal erreicht und schlich vorsichtig an das römische Lager heran. Er sah, daß die Soldaten sich an Speise und Trank gütlich taten und in bester Stimmung waren. Was gilt es, ich lasse mich fangen, sie tun mir nichts, dachte er und trat noch näher. Dann nahm er seinen Pechtiegel von der Schulter und ließ seine Pechkünste los. Als die Soldaten in der Dunkelheit Licht sahen, gingen sie neugierig darauf zu und entdeckten den sonderbaren Waldmenschen, der ihnen beim Feuerschein, wie ein Wesen aus der Unterwelt erschien. Dieser aber blickte ihnen freundlich entgegen und lud sie ein, bei ihm Platz zu nehmen. Sie taten es und sahen mit Vergnügen zu, wie er seine Feuerbrände

in allerlei Farben und Formen steigen ließ. Nach und nach ging der Schabernack an. Einer der Soldaten hatte den Einfall, das Feuer mit einem seiner herunterhängenden Zeichen in Berührung zu bringen. Hei, wie das zündete. Aber Pechtiegel hatte den Fall vorgesehen und ließ sich nicht aus der Fassung bringen. Mit der ruhigsten Miene von der Welt nahm er dem Übeltäter die Decke von der Schulter, wickelte sich fest darin und warf sich zur Erde. Er kam mit wenigen Brandwunden davon, wußte es aber einzurichten, daß die weggeschleuderte Decke trotz dem Geschrei ihres Eigentümers verbrannte. Durch diese Heldentat hatte er das Herz der Römer gewonnen. Sie häuften nun ihren Spott auf ihren Kameraden und nahmen Pechtiegel ganz und gar in ihren Schutz, brachten ihm Trank und Speise und gönnten ihm in einem Zelt ein Plätzchen zur Nachtruhe, was gar nicht nötig gewesen wäre, denn Pechtiegel schlief am besten unter Sternenschein.

Am folgenden Morgen bat er das aufgehende Tagesgestirn inbrünstig, die Römer mit Blindheit zu schlagen und machte sich zur Ausführung seiner Pläne bereit. Zunächst wälzte er sich mit seinen Pechkleidern auf seinem Strohlager herum, bis er über und über mit Halmen bedeckt war, dann trat er vor das Zelt, holte sich Nesseln und entsprechende Blumen, fügte sie zum Zweig des Druiden und trug sie vor sich her wie einen Blumenstrauß. So präsentierte er sich den Sol-

daten, die ihn mit lautem Gelächter empfingen. Pechtiegel war mit seinem Erfolg zufrieden und steigerte durch allerlei tolle Sprünge und Gebärden ihre Ausgelassenheit. Nun durfte er es schon wagen, sie vom Lager weg bis in die Gassen der Stadt zu locken, wo sich dem Zug immer mehr Zuschauer zugesellten. Vor dem Hause Wagas machte er Halt und verdoppelte seine Künste. Mato und Favia hatten nichts Eiligeres zu tun, als bei dem Lärm die Türe zu öffnen. Er ging auf die beiden Alten zu, tat schön mit ihnen, tätschelte ihre runzlichen Wangen und reichte ihnen seinen Blumenstrauß. Dann ging er mit seinem lachenden Hoffstaat weiter.

Waga hatte sofort den Zweck des Auftrittes erkannt. Hastig, mit zitternden Händen untersuchte sie den Strauß und fand, was sie ahnte, den Zweig mit der Botschaft des Druiden. Sie eilte damit ans Feuer und hielt Blatt um Blatt dagegen. Und die in zierlichen Linien und Punkten durchstochenen Figuren verkündigten ihr: Ich und dein Bruder sind beide am Leben, was rätst du uns? Die Druidenschrift war nur Eingeweihten verständlich und dieser Weg der Mitteilung durchaus gefahrlos. Sie zeichnete Klopfenden Herzens als Antwort auf die Blätter: Stellt euch sofort, der Feldherr ist zur Milde geneigt.

Wie sie erwartete, lenkte Pechtiegel den Zug wieder an ihrem Hause vorbei. Favia stellte sich an der Türe auf und schlug mit ihrem Blumenstrauß nach

ihm. Er haschte darnach, — die Antwort Wagas lag in seiner Hand.

Ins Lager zurückgekehrt, sass er über die weitere Ausführung seines Unternehmens nach. Er mußte mit dem Zweig zu den Seinigen ins Plessurtal zurückkehren, und das war eine schwierige Sache, denn die Soldaten betrachteten ihn nun als ihren Spaßmacher und als ihr Eigentum. Aber Pechtiegel verzogte nicht. Als man ihm das Mittagbrot reichte, nahm er es dankend entgegen, dann sprach er bescheidenlich, aber nicht ohne Würde: „Pechtiegel ist kein Bettler, sondern gewöhnt, sein Brot auf ehrliche Weise zu verdienen, erlaubt mir, daß ich auf morgen abend im Wald einen Sack Harz hole, meine schönsten Pechspiele habt ihr noch nicht gesehen.“ Die Soldaten sahen sich fragend an. „Pechtiegel ist nicht so dumm, wie ihr meint!“ fügte er, ihre Unschlüssigkeit wahrnehmend, hinzu, „im Wald wartet der Hunger auf ihn und bei Euch ist gut sein. Ich werde bald wieder da sein.“

„Laßt ihn laufen, er kommt schon wieder“, ließ sich einer vernehmen, „ohne Harz dürfte er uns auf die Länge doch langweilig werden.“

„Geh“, sagten andere, „aber laß dir nicht einfallen, verschwinden zu wollen, die Römer finden dich doch und dann —“ eine entsprechende Bewegung nach seinem Hals belehrte ihn, was er in dem Fall zu erwarten hätte.

Pechtiegel war aber mit dem Erreichten nicht zufrieden, seine Erfolge machten ihn kühn und begehrlich. Er sah sich prüfend im Kreise um und sprach traurig: „da droben im Wald liegt ein Jüngling, schön und tapfer wie ihr; er ist krank und von Hunger gequält. Im Namen eurer Mutter bitte ich euch um ein Stück Brot für ihn.“

Die Soldaten suchten rasch die Überreste ihrer Mahlzeit zusammen und beluden Pechtiegel damit.

Im Plessurtal warteten die Rhätier gespannt auf seine Rückkehr. Ob er wohl kam oder ob die Römer ihn gefangen oder gar getötet hatten? Er kam. Wie ein König trat er unter sie, überreichte dem Druiden feierlich den Zweig mit Wagas Antwort und legte die Nahrungsmittel nieder.

Der sanste Gott, der über dem Bergesrand erschien und mit silbernem Licht das Waldesdunkel des Plessurtales erhelle, mußte es sich diesmal gefallen lassen, die Verehrung der Rhätier mit Pechtiegel zu teilen. Während die hungrigen Flüchtlinge sich an den Speisen der Römer sättigten, erzählte er von seinen Heldenataten und erntete Lob und Dank. Selbst der Druid konnte ihm seine Anerkennung nicht versagen. Als dieser die Runen Wagas entziffert hatte, verkündigte er zum Schluß mit düsterer Stimme: „Die weise Jungfrau Waga rät, uns dem römischen Feldherrn zu stellen.“

„Was die weise Jungfrau Waga rät, ist immer gut,“ war die einstimmige Antwort der Rhätier.

Sie traten den schweren Gang an. Traurig, mit gesenktem Nacken stiegen sie vom Plessurtal hernieder und umgingen Ebodurum, ihre Vaterstadt, wo jetzt die Fremdlinge auf ihren Lagern schliefen. Eine stumpfe Gleichgültigkeit hatte sich ihrer bemächtigt. Sie jammerten nicht und klagten nicht, sie sprachen kein Wort. Sie erhoben auch nicht die Augen zu den Sternen, um sie über ihre Zukunft zu befragen, denn ihr Schicksal war beschlossen.

Nur Pechtiegel war rege und unverzagt. In gehöriger Entfernung vom Druiden und von der Dunkelheit begünstigt, ging er von einem zum anderen und raunte ihm ins Ohr, den Troß gegen die Römer fahren zu lassen. „Es sind imgrunde gute Leute“, sagte er, „die selbst ihr Stück Brot mit uns teilen, wenn sie nämlich satt sind. Daß sie uns gern erobert haben, wer will es ihnen verargen, sind wir vielleicht des Eroberns nicht wert? — Und du, Kopf hoch, was willst du verzagen? Das einzig Ratsame in unserer Lage ist, gute Miene zum bösen Spiel zu machen und den Römern so viel Vorteile als möglich abzuringen. Wie, sollen wir nicht für unser Fortbestehen sorgen? Die Römer bleiben nicht immer hier, dann —“

Beim Morgengrauen stand die stumme Schar vor dem Lager der Römer und harrte der Dinge, die

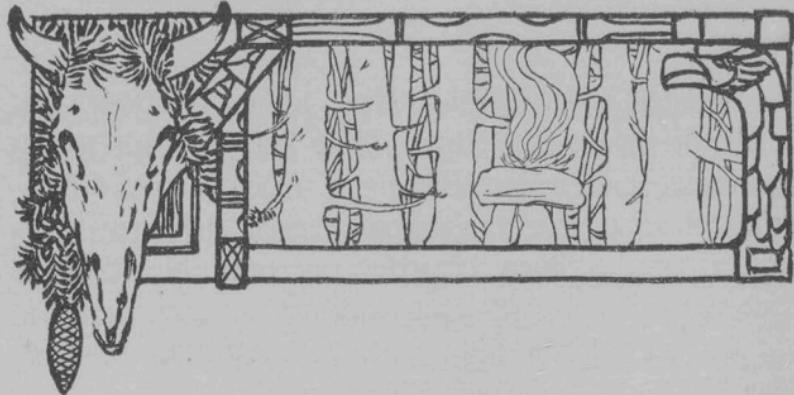
da kommen sollten. Sie waren nicht die ersten, die sich dem Eroberer stellten. Von Hunger und Kälte getrieben, waren die Bewohner Ebodurums, Häuslein um Häuslein, von den Bergen gestiegen und hatten zum Zeichen der Unterwerfung die Waffen niedergelegt.

Es war heute nicht gut, der erste des Volkes oder ein hochgewachsener Mann zu sein. Letztere wurden zum Kriegsdienst ausgehoben, — es waren ihrer nicht viele, die besten lagen draußen im Rheintal, — der Druid und der Sohn des Häuptlings aber wurden höflich ersucht, in das Zelt eines höheren Offiziers zu treten, aus welchem sie nicht mehr zurückkehrten, die andern mußten die Waffen abliefern, dann wurde ihnen bedeutet zu gehen.

Wohin?

Pechtiegel sprach wohlgemut: „Die Römer haben von unsren Häusern Besitz genommen, und daß sie uns nicht zu Gast laden, ist klar; noch klarer ist, daß sie unsere Kinder geschlachtet und verzehrt und unsere Feldfrüchte eingehemst haben. Bleibt uns nichts anderes übrig, als zu gehen, woher wir gekommen sind.“

Die Rhätier wandten ihre Schritte in düsterm, ohnmächtigen Groll nach dem Blessturtal zurück. Bald darauf erdröhnte der Wald von ihren Axthieben, und im unwirtlichen Tal begann ein harter, bitterer Kampf ums nackte Leben.



Zweites Kapitel.

Der Druide und der Sohn des Häuptlings wurden noch am gleichen Tag vor den römischen Feldherrn beschieden. Dieser war vor kurzem in das Haus des Druiden gezogen, welches er für seinen Gebrauch hatte herstellen lassen. Als der Druide über die Schwelle trat, ging die starre Ruhe, in der er die letzten Stunden zugebracht hatte, in stechenden Schmerz über. Das Haus hatte in der kurzen Zeit seiner Abwesenheit eine solche Änderung erfahren, daß er es nicht mehr kannte. Der öde Raum war durch einen seidenen Vorhang in zwei Gemächer abgeteilt, die kahlen Wände waren mit prächtigen Decken ausgeschlagen oder mit den kunstreichen Waffen und Rüstungen des Feldherrn geziert. Der Herd, an welchem er seine Andacht zu verrichten pflegte, war verschwunden, an seiner Stelle stand ein Tisch mit ausgebreiteten Pergamentrollen und Blättern. Der Feldherr saß davor, eine hohe, gebietende Gestalt mit

finstern Zügen, aus welchen heute jede Spur von Milde gewichen war. Obwohl er erst achtundzwanzig Jahre alt war, zeigte seine Erscheinung doch die Reife des Sommers, die schon eine leise Spur des Verfalls in sich trägt.

Neben ihm stand ein anderer Römer. Beide schienen angelegentlich mit dem Inhalt der Blätter beschäftigt zu sein.

Als die beiden Rhätier eintraten, sah Tiberius prüfend von einem zum andern, bis sein Blick auf dem Jüngling haften blieb. „Tritt näher“, befahl er ihm, „und fürchte dich nicht.“

„Was sollte ich noch fürchten?“ tönte es dumpf von den bleichen Lippen.

Der Sohn des Häuptlings war durch den nächtlichen Gang gänzlich erschöpft, und nur mit Mühe hielt er sich aufrecht.

„Du warst krank“, fuhr der römische Feldherr fort, „und deine Krankheit hat dich wahrscheinlich vor dem Tod geschützt. Ich will dir nicht nehmen, was ein gütiges Geschick dir gewährt hat, und habe Dich kommen lassen, um dich deines Lebens zu versichern.“

Der Jüngling biß vor Schmerz und Scham die Zähne zusammen und gab keine Antwort.

Tiberius hatte den Plan für seine Zukunft schon gefaßt, nun sah er seine innere Pein, und dies verstärkte ihn in den guten Absichten, die er sich auch ein-

mal gestatten wollte. „Häuptlingssohn“, sprach er beschwichtigend und wohlwollend, „Du gefällst mir, und ich werde dein Leben so freundlich als möglich gestalten. Deine Vergangenheit muß aber für dich abgetan sein, nicht im Traum darfst du an deine frühere Stellung unter den Rhätiern denken, und selbst dein rhätscher Name soll ausgestrichen sein. Viktor sollst du von nun an heißen, hörst du, Viktor, und jeder Laut darin soll dich an den Sieg der Römer erinnern, die jetzt in Rhätien Herr und Meister sind. Viktor, als Rhätier bist du über diese Schwelle getreten, als Römer verläßt du dies Haus, vergiß es niemals.“

Tiberius ließ eine silberne Glocke erschallen. Zwei Römer erschienen und führten den neugebackenen Viktor nach einem schon vorher für ihn bestimmten Haus ab.

Nun lehnte sich der römische Feldherr in seinen Stuhl zurück, machte eine Pause und wandte sich dann mit vollkommenem Anstand an den Druiden. „Ehrwürdiger Greis“, sprach er, „ich sehe, das Stehen wird dir sauer, setze dich, ich habe mehrere Fragen an dich zu richten.“

Die Einladung war nicht überflüssig, denn das Urteil über seines Bruders Sohn hatte vernichtend auf den alten Mann gewirkt, so daß er kraftlos auf den nächsten Stuhl sank.

Tiberius sah ihn durchdringend an, der Druide suchte vergebens seinen Blick auszuhalten, er mußte

das Auge senken. Der Druide war nicht gewohnt, Antwort zu geben, sondern zu fordern. Seine Stellung und sein Wissen gaben ihm im Volke das Gefühl der Sicherheit und Überlegenheit. Nun er vor einem Mächtigern stand, war es ihm plötzlich, als ob der Boden unter ihm wanke.

Tiberius begann: „Nicht umsonst hat man mir in Rom die Klugheit des rhätischen Oberpriesters gerühmt. Einen klügern Rat konntest du den Rhätien wirklich nicht geben, als ihre Waffen zum Zeichen der Unterwerfung auszuliefern, wie es heute geschehen ist.“

Der Druide schlug das Auge noch nicht auf.

„Deinem Scharfblick können die großen Vorteile nicht entgehen, die euch aus der Eroberung Rhätiens durch die Römer erwachsen. Wir werden Rhätien zu einem Kulturland umschaffen und ihm keine der Segnungen vorenthalten, die wir andern römischen Provinzen zuteil werden lassen.“

„Ich zweifle nicht, daß ihr es tun werdet“, gab endlich der Oberpriester zur Antwort.

„Von unsrer milden Gesinnung hast du vorhin eine Probe gehabt. Ich habe dem Sohn des Häuptlings das Leben geschenkt, ja, ich habe im Sinn, ihn römisch erziehen zu lassen und ihm, wenn er fähig ist, eine Stellung in der römischen Provinz Rhätien zu geben, dafür hoffen wir, an ihm eine Stütze zur Romanisierung des Landes zu haben.“

„Wir sind die Besiegten, unser Leben steht in deiner Hand.“

„Allerdings“, fuhr der römische Feldherr mit erhobener Stimme fort. „Ich könnte das Volk ausrotten, ich könnte die Männer weggeschleppen und als Sklaven versteigern lassen, ich könnte ihnen die Hand abhauen lassen, um sie ein für allemal unschädlich zu machen und ihre Frauen und Jungfrauen den Römern preisgeben. Ich tue es nicht, wir Römer sind nicht grausam, wir sind gewöhnt, Milde für Recht ergehen zu lassen. Ich hoffe, du bist imstande, dies Verfahren zu würdigen.“

„Du hast ganz recht, ein so tapferes Volk nicht auszurotten und den Landbebauern die Hand nicht abzuhauen“, sprach der Druide mit zuckenden Lippen.

Eine leise Röte stieg in des Feldherrn Gesicht. „Ich sehe, du rechtfertigst deinen Ruf als kluger Mann“, sagte er mit seltsamem Augenblinzeln, „und ich verspreche mir viel von deiner Hilfe zur künftigen Landeseinrichtung. Also zur Sache. Vor allen Dingen haben wir im Sinn, zur Sicherung des Landes vor innern und äußern Feinden mit dem Bau von Burgen zu beginnen, und es handelt sich nun darum, geeignete Plätze dazu herauszufinden. Meine Fachleute durchstreifen das Land, und werden bald mit dem Ergebnis ihrer Studien zurückkommen. Du mit deiner genauen Kenntnis aller Landesverhältnisse wirst uns hoffentlich mit Rat und Tat beistehen.“

„Feldherr, ich fürchte, du überschätzest meine Kenntnisse. Ich habe bisher friedlich meines Amtes gewaltet, ohne mich viel um die Landesverhältnisse zu kümmern, deren Regelung meinem Bruder, dem Häuptling, oblag.“

„Ei, ei, wer wüßte nicht, daß die Druiden an der Spitze aller öffentlichen und geheimen Angelegenheiten stehen und ohne ihren Rat nichts im Volke geschieht? Wie, es sollte Dir unbekannt sein, wo die bevölkertsten Gegenden liegen, welche Täler gegen Feindesland offen sind, welche Hügel einen weiten Blick gewähren und dergleichen mehr?“

„An solchen Punkten hat Rhätien schon seine Burgen.“

„Wie, du nennst die paar umfriedeten Plätze, auf welche sich das Volk beim Herannahen des Feindes mit Weib und Kind und Herden zurückzieht, Burgen? Nein, wir Römer verstehen unter Burgen etwas anderes. Mit unsrern Burgen werden die Rhätier bei ihrer angeborenen Tapferkeit ein unüberwindliches Volk sein. Wolle einen Blick auf dieses Blatt werfen, es enthält den Plan der Burg, die auf dem Platz stehen wird, auf welchem wir uns gegenwärtig befinden.“

Der Fachmann beeilte sich, die Pergamentrolle aufzuschlagen und die Linien und Punkte zu erklären. Der Druide folgte widerwillig, er stand vor einem unverstandenen Werk.

Tiberius beobachtete ihn genau. Er hatte gehofft, dem keltischen Oberpriester ein Zeichen der Überraschung, der Bewunderung zu entlocken. Dies geschah nicht, vielmehr verfinsterte sich sein Gesicht zusehends, und sein Ausdruck stand in offenbarem Widerspruch mit seinen Worten, als er sagte: „Ich habe viel von den Wunderwerken römischer Baukunst gehört. Möglich, daß die Rhätier sich ihrer römischen Burg freuen, wenn sie einmal dasteht.“

Tiberius rollte die Pläne rasch zusammen. „Vorläufig denken wir jedoch an das Notwendigste; wir beabsichtigen das ganze Land mit guten Fahrstraßen zu überziehen.“

„Die Wege, welche die Haupttäler verbinden, genügen.“

„Wie, sie genügen? Nein, sie genügen dem Kaiser Augustus nicht, vielmehr gedenkt er die Heerstraße, die unsere Halbinsel durchläuft, über die Alpen so weit als möglich nach Norden zu führen. Wozu hätten wir die Alpen erobert? Vielleicht um der paar Fuchsbälge willen, die uns euer armes Bergvolk zu liefern vermag? Und nun zur Haupttache, zur Verfassung, die wir dem Land geben wollen.“

„Die Kelten haben von uraltersher recht gesprochen, und man kann nicht sagen, daß Sitte und Tugend dabei schlecht bestehen.“

Was nun folgte, war bloßes Spiel. Tiberius war überzeugt, daß vom Druiden für seine Zwecke

nichts zu erreichen war. Dennoch ließ er ihn nicht los, sondern stellte noch allerlei Fragen. Der Druide behaß sich mit unbestimmten und ausweichenden Antworten.

Der römische Feldherr war endlich satt, ihn in die Enge zu treiben und schritt zum Schlußakt. „Ehrwürdiger Greis“, sprach er mit römischer Höflichkeit und römischer Unerbittlichkeit, „in deinem Eifer, dem Land zu dienen, hast du die Hauptthache vergessen. Eure Religion bleibt euch unangetastet, und du behaßt das volle Recht, dein priesterliches Amt auszuüben. Kaum kann ich dir aber zumuten, an der Stätte zu verbleiben, wo du umumschränkte Macht über das Volk besaßest, dieses muß sich nun einem andern Herrn beugen. Deswegen werde ich Befehl erteilen, dich nach den Ufern des brigantinischen Sees zu führen und dir dort eine standesgemäße Wohnung anzuweisen. Die dortigen Bewohner werden sich glücklich schätzen, unter der unmittelbaren Leitung des Oberpriesters zu stehen.“

Ein dumpfer Laut entrang sich der Brust des Greises. Er war verbannt. Tiberius ließ ihn wegführen.

Als er sich mit dem Römer allein befand, sagte er lächelnd: „Hast du gesehen, wie der schlaue Priester sich um meine Vorschläge wand, wie die Schlange um die Hände des Zähmers, der ihr die Giftzähne ausgebrochen hat? Die bösen Triebe sind noch vorhanden, aber die Macht fehlt. Sie sind alle gleich,

die mit ihren Zauber sprüchen das Volk beherrschen möchten, die römischen Priester und die keltischen Druiden. Was diese anbetrifft, werde ich dem exhabenen Kaiser einen Wink geben, ihre Macht ein wenig einzudämmen. Und nun wünsche ich allein zu sein."

Mit der Schnelligkeit eines Atemzuges war der Römer mit seinen Plänen hinter dem seidenen Vorhang verschwunden.

Tiberius war nicht ganz so ruhig, wie er sich stellte. Diese Stunde hatte ihn wieder lebhaft an die Unterredung mit Waga erinnert. Sie war eine Schülerin des Druiden, und er hatte bei den beiden sofort den hartnäckigsten Widerstand herausgeföhlt. Und doch hatten sie den verschiedenartigsten Eindruck auf ihn gemacht. Er dachte darüber nach und kam zum Schluß, daß ihr Widerstand auch verschiedener Quelle entstammte. Mit dem Druiden war er schnell fertig geworden, für ihn war die Verbannung angezeigt, ja geboten; welche Art von Strafe sollte er bei Waga anwenden, die sie wirklich als solche empfand?

Es wollte ihm nichts einfallen, und er verschob wieder die Frage. Viktor machte ihm kein Kopfzerbrechen; er vergegenwärtigte sich sein junges, offenes, zorniges Gesicht und lächelte vor sich hin. Dann schellte er und gab Befehl, dem kranken Häuptlingssohn seinen Arzt zu schicken und alle Sorgfalt auf Erhaltung seines Lebens zu verwenden.

Als die Römer den Häuptlingssohn nach seiner

Wohnung abgeführt hatten, zogen sie sich zurück und überließen ihn sich selbst.

Auch hier war der einzige Raum des Hauses durch einen Vorhang in zwei Gemächer geschieden. Die Abteilung, in der sich der Rhätier befand, war in der Ausstattung den keltischen Wohnungen gleich. Der Herd mit der glimmenden Asche stand in der Mitte, davor eine roh geziimmerte Bank. Das Lager aus Fellen bestehend fand sich in einem Winkel, etwas Hausrat lag umher. Es fehlte nichts für rhätische Bedürfnisse.

Zum erstenmal nach seiner Krankheit war Viktor in der Lage, das Unglück, das sein Land und sein eigenes Geschlecht betroffen hatte, in seiner ganzen Größe zu fassen. Er war ein Gefangener und wurde als solcher behandelt. In seiner Gemütsverfassung tat ihm das Alleinsein wohl, er überließ sich einem maßlosen Zorn und weinte sich satt. Nach der gewaltigen Erschütterung trat Ruhe ein, und er verfiel in einen gesunden Schlaf. Als er erwachte, fühlte sein junger Körper ein lebhaftes Verlangen nach Speise und Trank. Ein diensttuender Soldat erschien, stellte ein Tischchen zurecht, und legte Speisen darauf. Die beiden Römer traten hinter den Vorhang heraus, setzten sich an den Tisch und luden Viktor freundlich ein, an ihrer Mahlzeit teilzunehmen. Er verweigerte es. Sie nahmen von ihm weiter keine Notiz und würzten ihr Mahl durch allerlei fröhliche Reden.

Er verstand sie, denn sie sprachen keltisch, wenn auch in einer von der seinigen abweichenden Mundart. Als sie sich entfernten, besetzte der Soldat den Tisch von neuem und bedeutete ihm, daß dies alles ihm gelte. Nun konnte Viktor nicht länger widerstehen. Er hielt nach langer Zeit wieder eine ordentliche Mahlzeit, setzte sich dann wie gewohnt an den Herd, schürte das Feuer, und als ihn eine angenehme Wärme durchströmte, fühlte er zu seiner Scham ein gewisses Wohlbehagen.

So vergingen ein paar Tage. Ausbrüche eines unbändigen Jammers wechselten mit Stunden tiefer Erschöpfung, aber der Gefangene ging dabei nicht zugrunde, obwohl er den römischen Arzt hartnäckig zurückwies, nein, die Gesundheit stellte sich wieder ein, und bald fühlte er sich von Langeweile gequält. Als seine beiden Hausgenossen wieder einmal zum Essen erschienen und in bekannten Lauten redeten, konnte er sich nicht enthalten zu fragen: „Seit ihr Kelten?“

„Ja, wir sind romanisierte Gallier, und unsere Vaterstadt liegt am Po“, war die rasche Antwort.

So war es in der Tat. Keinem Römer von Geburt hätte der Feldherr zugemutet, mit dem rhätischen Gefangenen Haus und Tisch zu teilen, denn jeder römische Bürger, und wenn er auch nur zum Plebs gehörte, stand auf einer viel höhern Rangstufe als die übrigen Erdenbewohner. Aber ein romanisierter Gallier war eben kein römischer Vollbürger. Der eine

der Gallier war Baumeister, der andere Sprachmeister, beide standen in der Gunst des römischen Feldherrn und hatten die Aufgabe übernommen, den rhätischen Häuptlingssohn zu zähmen. Sie taten es mit Freuden, denn alles Heil kam von Rom, und sie waren stolz, römische Provinzialen zu sein. Während sie aßen, hörte der rhätische Jüngling, wie sie von den früheren, blutigen Kämpfen zwischen Römern und Galliern sprachen. Die Gallier waren ein tapferes, kriegsgeübtes Volk, das vor Jahrhunderten nach der italischen Halbinsel gekommen war, die Einwohner verdrängt und sich an deren Stelle festgesetzt hatte. Es war ihnen einmal gelungen, bis Rom vorzudringen und dieses einzunehmen. Aber der römischen Kriegskunst konnten sie auf die Länge nicht widerstehen, sie wurden aus der Stadt vertrieben, und die Feindseligkeiten zwischen den zwei mächtigen Völkern dauerten fort. Vor zweihundert Jahren ungefähr hatte am Vorgebirge Talamon eine Schlacht stattgefunden, in welcher vierzigtausend Gallier fielen und ihre Hauptmacht gebrochen wurde. Von da an ging die fortschreitende Unterwerfung von ganz Gallien rasch vor sich.

„Dein Nachbarland Helvetien wurde vor vierundzwanzig Jahren durch Julius Cäsar besiegt, nicht wahr?“ wandte sich der Sprachmeister an Viktor. „Rhätien ist spät an die Reihe gekommen, leider erst jetzt, so daß die jetzige Generation die erste, trübe

Periode nach der Eroberung durchmachen muß. Nachher wird es besser, die Segnungen römischer Zivilisation machen sich bald geltend.“

„Schämt ihr euch nicht, mit den Taten eurer Vorfahren zu prahlen, da ihr doch unterlegen seid?“ erwiderte der Rhätier.

„Schämen? O nein, wir sind stolz auf die Tapferkeit unserer Väter, die selbst Rom den Sieg schwer gemacht hat. Ist es nicht schön, sagen zu können: Rom hat einst vor den Galliern gezittert, Rom hat sich zu seiner größten Kraftentwicklung aufschwingen müssen, um von den Galliern nicht erdrückt zu werden?“

„Und jetzt sind wir glücklich, römische Provinzialen zu sein“, spottete Viktor.

„Freilich. Das verstehst du nicht, rhätischer Jüngling, Völker kommen und gehen, und alles unter der Sonne ist der Wandelbarkeit unterworfen.“

Nun wandte sich der Sprachmeister an den andern Gallier, als ob er Viktor nichts zu sagen hätte und sprach. „Glücklich, wer auf diesem Völkergang einen Augenblick über die andern emporragt und sich dann ruhig der Bewegung anschließt, die Rom unaufhaltlich zur Weltherrschaft drängt. Denji Rom ist unüberwindlich, und wie ein Strom, der im Weiterrollen immer neue Zuflüsse erhält und Gegend um Gegend erobert, so ergießt sich seine Herrschaft in immer breiteren Wellen über den ganzen Erdboden.“

Viktor begriff nichts anderes, als daß die Gallier mit Leib und Seele Römer geworden waren.

„Aber herrlich wird es sein“, sprach der Gallier wieder zu Viktor, „wenn einst nach Jahrtausenden deine Nachkommen sagen werden: Unsere Väter, die wilden Rhätier, die vor Roms Zeiten in diesen Bergen lebten, haben sich um ihre Freiheit so gewehrt, daß ihre unerhörte Tapferkeit selbst dem siegreichen Feldherrn Tiberius Achtung und Bewunderung einflößte, und der erhabene Kaiser sie der Erhaltung wert erachtete.“

Ein Schimmer stolzer Freude leuchtete in Viktors Augen auf.

„Und nachher erzeugten sie sich so hochbegabt und gutwillig“, fuhr der Gallier fort, „daß ihre Kultur in kurzer Zeit derjenigen der Römer um nichts nachstand.“

„Sagt, was Ihr wollt, wir sind besiegt und geknechtet“, sprach Viktor und wandte sich von ihnen weg.

Am folgenden Tag äußerte er den Wunsch, ins Freie zu treten, um frische Luft zu schöpfen. Die Gallier hatten nur darauf gewartet und führten ihn sofort nach der Höhe des Hügels. Die römischen Zelte in der Ebene boten fast den Anblick einer neuen Stadt. Im offenen Feld waren die kriegerischen Reihen der Römer aufgestellt und machten ihre Übungen. Viktor blieb bei dem ungewohnten Anblick wie gebannt stehen.

„Hier siehst du einen Schimmer römischer Kriegsmacht“, sagte einer der Gallier, „von römischer Kriegskunst habt ihr Rhätier keine Ahnung. Kommt dir diese Menschenkolonne nicht wie ein einziges, riesenhaf tes, von unbekanntem Willen besetztes Wesen vor?“

„Wie eine ungeheure Schlange kommt sie mir vor.“

„Siehst du die Offiziere in der glänzenden Kleidung, die durch ihr Wort die ganze Kraft der Schlange leiten und regeln, ist es nicht schön, römischer Offizier zu sein?“

„Es muß schön sein, seine Macht zu fühlen, aber wo sind meine Rhätier?“

Die Gallier hatten Viktor mitgeteilt, daß ein Teil der rhätischen Mannschaft zum Kriegsdienst ausgehoben worden sei, und sein Falkenauge konnte in den römischen Reihen keine entdecken. „Sie müssen die Übungen erst lernen“, erwiderte der eine ausweichend; daß sie nach den fernsten Ländern versetzt worden waren, verschwieg er. „Siehst du“, begann er nach einer Pause wieder, „bei solcher Schulung, mit festigten Burgen und dem Schutzwall der Alpen werden die tapfren Rhätier ein unüberwindliches Volk sein.“

„Zu spät“, erwiderte Viktor traurig.

„Nein, nicht zu spät. Ihr kommt vielleicht bald in die Lage, mit Hilfe römischer Kriegskunst die Fäuste nordischer Barbaren abzuwehren.“

Heute aß Viktor zum ersten Mal mit den Galliern, aber seine Gedanken waren nicht beim Essen, sondern beim glänzenden Schauspiel, das er eben gesehen, und er sprach unausgesetzt davon.

In den nächsten Tagen wurde Pechiegel zugelassen. Er war bald im Plessurtal bei den Rhätien, bald im Lager der Römer, die er durch seine Späße unterhielt. Bei den Galliern führte er sich mit römischem Gruß ein und nannte Viktor bei seinem neuen Namen. Als dieser aufbrauste, erwiderte er beschwichtigend, es habe nichts zu sagen, wenn der Name römisch sei, wenn nur das Herz gut rhätisch bleibe. Weiter entschuldigte er sich bei ihm, daß er ein römisches Gewand trage. Die Soldaten hatten ihm seine Fezen rein vom Leib weggebrannt und dafür diese neue Kleidung geschenkt. „Wie, sollte er vielleicht nackt herumlaufen und jedermanns Anstand verlezen, um aus rhätischem Trotz dies römische Gewand nicht zu tragen?“

Die Gallier erlaubten Viktor auch, hier und da mit Pechiegel auszugehen. Dieser wurde nicht müde, ihm die römischen Herrlichkeiten zu zeigen, den Platz, auf welchem die Burg abgesteckt war, die Kalköfen, die neuen Werkzeuge, die Anfänge einer breiten Straße, welche Rhätien mit Helvetien verbinden sollte.

Viktor schwankte beständig zwischen Haß, Erstaunen und Bewunderung. Oft erfaßte ihn eine wilde Sehnsucht, auf unwegsamen Pfaden zu fliehen, weit,

weit zu fliehen, wo es keine Römer, keine Burgen und Straßen mehr gab.

„Wohin denn?“ fragte Bechtingel, wenn er solche Gelüste entdeckte. „So wenig als den Sonnenstrahlen, kannst du jetzt den Blicken der Römer entgehen, verbrieche dich in eine Felsenklus, sinke in eine Gletscherspalte, steige auf den höchsten Berggipfel, sie werden dich finden. Willst du zu den Helvetiern und Galliern, zu den Griechen und Ägyptern gehen? Du bist auf ihrem Gebiet. Bleibt dir nichts anderes übrig, als bei den Germanen dein Heil zu suchen. Dort bist du frei, aber dein schöner rhätischer Schädel wird bald in ein germanisches Trinkgefäß verwandelt sein.“

Bald meldeten die Gallier dem Feldherrn, Victor sei für römische Kultur sehr empfänglich. Tiberius ließ ihn nun öfters zu sich kommen. Der Häuptlingssohn benahm sich in seiner Gegenwart bald trozig und scheu, bald beugte er sich vor seiner Überlegenheit und zeigte sich lernbegierig. Tiberius schien an seinem Gebahren Ergötzen zu finden, schickte ihn auch zu den militärischen Übungen ins Feld, und die Soldaten flüsterten sich zu, der Rhätier sei der Liebling des Feldherrn geworden.

Waga lebte mit ihren Frauen in tiefster Zurückgezogenheit, selten trat sie vor die Türe und wenn dies geschah, stürzten ihr beim Anblick der geliebten, rhätischen Erde immer die Tränen aus den Augen.

Der Verkehr mit dem Bruder war ihr untersagt, der Feldherr mochte wohl Untrübe befürchten. Tavia und Mato aber hatten durchaus nicht im Sinn, sich lebendig begraben zu lassen, der Verlust der rhätischen Freiheit war allerdings beklagenswert, aber es ließ sich so auch leben. Die römische Wache brachte ihnen Nahrungsmittel und erlaubte ihnen, sich nach Belieben draußen zu ergehen. Sie hatten auch keine so schwere Arbeit bei der Landwirtschaft, seitdem ihre Herde für die Römer hingeschlachtet worden war, und zu ihrer Unterhaltung waren die Spindeln und der Webstuhl da.

Von ihren Ausgängen brachten sie die wunderlichsten Nachrichten nach Hause. Die Römer waren Zauberer, die das ganze Land umgestalteten, die Berge wurden abgetragen, an ihrer Stelle Städte gebaut, breite Straßen wurden angelegt, auf welchen alle Reichtümer der Welt, Gold, Silber, prachtvolle Kleider und kostliche Früchte hereingeführt werden konnten. Auch ein neuer Gott war mit ihnen ins Land gezogen, der Gott Mars, der ihnen geholfen hatte die Welt zu erobern, dafür hatten sie ihm auf der Höhe von Ebodurum einen Altar gebaut.

Pechtiegel war der einzige Rhätier, der bei Waga zugelassen wurde. Wenn er über ihre Schwelle trat, vergaß er nicht, sein rhätsches Fell über die römische Kleidung zu werfen und in seinem Herzen den Haß gegen die Römer, der vor ihren Fleischtöpfen

längst dahingeschmolzen war, wieder herauszubeschwören. Er ließ sich auch die Mühe nicht verdrießen, von Ebodurum nach Brigantium hin und her zu wandern, um den Verkehr mit dem Druiden zu vermitteln.

Großartig war die Wandlung, die auf solchen Fahrten mit ihm vorging. Als Kind der Neuzeit, zum Fortschritt geneigt und den Römern gewogen, trat er seine Reise nach Brigantium an. Unterwegs besuchte er gute Freunde und ermahnte sie als kluger Mann, sich in den neuen Stand der Dinge zu schicken. Die Römer waren ja nicht die Ungeheuer, für die man sie anfangs gehalten hatte, auch ihre Götter waren durchaus nicht zu verachten, diese besaßen manche gute Eigenschaft, obwohl sie sich mit dem allsehenden Auge nicht messen könnten.

Auf der Rückreise vermied er die Hütten der Freunde und murmelte im Gehen die uralten Gesänge seines Volkes andächtig vor sich her. Mit Begehrungen erinnerte er sich, wie sein Vater einmal einen Fremdling, der verächtlich ins Feuer gespien, an einen Baum gespiest hatte, und bedauerte nur, daß er weder die Macht, noch Speise genug besaß, um an jeden Tannenbaum einen Römer zu nageln. Die Erde trug kein erhabeneres Geschöpf als den Druiden, selbst der Glanz des Kaisers Augustus erbläßte vor ihm. Wenn er am Altar des Mars vorbeiging, warf er ihm einen geringsschätzigen Blick zu und erhob das Auge trium-

phierend zur Sonne, die Rhätier hatten doch einen mächtigeren Gott.

Eines Tages erschien bei Waga der römische Sprachmeister und überbrachte ihr den Befehl des Feldherrn, lateinisch zu lernen. Sie wandte sich mit Abscheu von ihm. Er breitete gelassen das Schreibzeug auf dem Tische aus und begann eine Ode des Horaz zu übersezten. Als er eine Pause machte, hörte er zu seiner Verwunderung von den Lippen der Rhäterin ein leises „weiter“.

Er sprach langsam die Ode zu Ende.

„Herrlich“, rief nun Waga, die sich schnell umdrehte und starr auf das beschriebene Papyrusblatt hinsah.

„Allerdings herrlich“, erwiderte der Gallier, „und solche Werke besitzt die römische Literatur zu Tausenden, wir brauchen sie nur vom Blatt zu lesen.“ Mit diesen Worten reichte er ihr das Schreibrohr und ein Stück Papyrus.

Sie sträubte sich nicht, ihm ein paar Schriftzüge nachzumachen. „Kannst du es lesen?“ fragte sie, ihre Kratzfüße betrachtend.

„Freilich.“

„Was heißt es?“

„Rhätien.“

„Oh — Rhätien in römischer Schrift.“

„Nimmt sich sehr gut aus. Morgen komme ich wieder.“

Die Eintönigkeit der Gefangenschaft war unterbrochen. Das Leben der Druidenschülerin war ein fortgesetztes Lernen gewesen. Nun lernte sie mit Begierde, mit Feuer, mit Begeisterung. Bald verstand sie die Sprache des Eroberers und war von den gelben Blättern nicht mehr wegzubringen.

Fast wurde es Favia und Mato zu viel. „Du wirst ob dieser neuen Weisheit doch nicht die alte vergessen?“ mahnten sie besorgt.

„Habt keine Angst“, beruhigte sie die treuen Dienerinnen, „das Beste unserer Weisheit steht auch da drinnen, wenn auch in andern Worten.“

Der Zauber einer überlegenen Kultur wirkte unvermerkt auf ihr ahnungsloses Gemüt. Je weiter sie in die unübersehbaren Ebenen römischer Erkenntnisse vordrang, desto größer wurde ihr Staunen, ihre Bewunderung. War das Rom, das verhasste, gewalttätige, das so herrliche Schöpfungen hervorbrachte?

Der Druide, der durch Pechtiegel vom neuen Stand der Dinge unterrichtet war, ließ ihr die Warnung zukommen, sich vor der gleichnerischen Außenseite der römischen Kultur in acht zu nehmen. Um ihm zu beweisen, daß sie nichts Verfängliches lernte, schickte sie ihm eines Tages die Ode des Horaz, die sie nun selbst übersetzt hatte. Die Antwort lautete: Laß dich von falschen Göttern nicht betören, die Wahrheit liegt nur bei den ewigen Gestirnen. Zornig waren diese Worte hingeworfen, die Baumrinde, auf die sie ge-

zeichnet waren, hatte von der Gewalt des Stiftes Risse bekommen, und die Runen waren kaum lesbar durch einander verschlungen.

Waga erschraß. Ob ihrem Glauben wirklich Gefahr drohte? Nein, nein, tausendmal nein. Die römischen Götter, die menschliche Eigenschaften besaßen, hatten für sie keine Anziehungskraft, sie hatte kein anderes Glaubensbedürfnis, als die ewigen Mächte ihres Volkes anzubeten.

Tiberius entfaltete in Rhätien eine rege Tätigkeit und stand in beständigem Verkehr mit seinem Bruder Drusus. Täglich empfing und sandte er Boten ab. Rhätien und Vindelicien wurden zur römischen Provinz vereinigt und ihre Grenzen festgesetzt. Im Norden und Osten wurden diese durch die Flüsse Donau und Inn bezeichnet; im Süden bildete der Alpenwall die natürliche Linie, im Westen stieß die neue Provinz an das von Julius Cäsar eroberte Helvetien. Somit besaß Kaiser Augustus in der Provinz Rhätien einen starken Vorposten am Gebiet der Germanen, das durch unbekannte Fernen und die Tapferkeit seiner Bewohner für das unüberwindliche Rom etwas Verlockendes hatte.

Mitten im Wirken wurde Tiberius durch den kaiserlichen Befehl überrascht, nach Pannonien aufzubrechen, um dort einen Aufstand zu unterdrücken. Er verließ ungern Rhätien. Der titanenhafte Zug, der sich in der großartigen Gebirgswelt offenbarte, und die

Kraftnatur des Volkes hatten es ihm angetan. Über sein Verhältnis zu demselben machte er sich keine Illusionen. Die jetzige Generation lag ohnmächtig am Boden und knirschte vor Wut, daß sie den Fremdling nicht abschütteln konnte, die zweite folgte sorglos dem Trieb, der die Erde bevölkert hat, liebte, hasste, aß, trank und dachte nicht viel an die verlorene Freiheit, die dritte war romanisiert. Dies war der Entwicklungsgang erobter Völker, und so war Rom groß und mächtig geworden.

Der römische Feldherr sammelte rasch seine Mannschaft und machte sich zum Abmarsch bereit. Vorher ließ er den Häuptlingssohn zu sich kommen, um ihm den Plan für seine Zukunft mitzuteilen.

„Viktor“, empfing er ihn mit leichtem Spott, „weine nicht, die Römer gehen.“

„Glückliche Reise“, erwiderte dieser ebenso.

„Hoffentlich begreifst du, daß ich mit dir gute Absichten habe.“

Viktor senkte den Kopf und gab keine Antwort.

Tiberius sprach gelassen weiter: „Deswegen halte ich es für geboten, dich auf ein paar Jahre nach Rom zu schicken, um dich dort für dein späteres Leben vorbereiten zu lassen.“

Viktor war starr vor Erstaunen. „Nach Rom?“ fragte er endlich ungläubig. „Sprichst du die Wahrheit, Feldherr?“

Tiberius lächelte. Er hatte schon längst erraten,

daß der Jüngling das Land, das er haßte, zu sehen wünschte. „Nach Rom“, wiederholte er, „und zwar nicht als Gefangener kommst du hin, sondern als dein eigener Herr, mit Pechtiegel als Sklaven zu deiner Bedienung. Aber Viktor“, fuhr er mit erhobener Stimme fort, „ich habe an dir Fluchtgedanken entdeckt, damit muß es vorbei sein. Mit dem Fliehen hat es überhaupt eine eigene Bewandtnis. Das ganze römische Reich ist ein Gefängnis erobter Völker, aber eins, in welchem ihnen wohl ist. Hast du verstanden? Nun geh, auf Wiedersehen in Rom.“

Als Viktor draußen war, rannte er wie toll umher. „Nach Rom?“ rief er in alle Winde hinaus. „Nach Rom? Ja, nach Rom.“

Der römische Feldherr hielt es für seine Pflicht, auch die Häuptlingstochter noch einmal zu sprechen. Er hatte sie nach der ersten Unterredung nicht wieder gesehen.

Über ihre Gesinnungen wollte er noch ins Klare kommen, bevor er das Land verließ. Er ließ sie vor sich bescheiden.

„Rhätierin“, sprach er sie an, als sie in würdevoller Ruhe vor ihm erschien, „die Römer verlassen das Land, aber es bleiben ihrer noch genug hier, um etwaige Aufstandsversuche niederzuhalten. Du bist die Druidin und Fürstentochter, und dein Einfluß auf das Volk soll groß sein. Ich warne dich, gegen Rom etwas zu unternehmen.“

„Die Druidin und Fürstentochter bin ich nicht“, erwiderte Waga sofort. „Noch war ich nicht würdig, im heiligen Hain die Weihe zu empfangen, und mein Vater, sowohl wie der Druide, waren die ersten Diener des Volkes.“

„Wir kennen das. — Hast du für Rhätien irgend einen Wunsch, den ich erfüllen kann?“

„Läßt uns unsere Götter“, sagte sie rasch.

„Gern, die werden euch die Römer nicht vom Himmel nehmen. Du lernst lateinisch“, begann er nach einer Pause wieder, indem er sie scharf ins Auge sah, „der Sprachmeister erzählt Wunder von dir, was hälst du von der römischen Kultur?“

„Eine herrliche Blüte, die Frucht sehe ich noch nicht.“

„Du meinst in Bezug auf Rhätien? Warte nur, wohin die Römer gedrungen sind, haben sie das Glück gebracht.“

„Das Glück?“ fragte sie. „Was ist Glück?“

Der Feldherr merkte nur zu gut, daß ihr Widerstand nicht gebrochen war, seine Mundwinkel zitterten vor Ungeduld, aber er war gewohnt, sich zu beherrschen und sagte beinahe scherzend: „Die Druidenschülerin frägt wie ein griechischer Philosoph. Ist Kultur nicht Glück?“

Waga schwieg eine Weile, dann sprach sie langsam: „Bevor ihr nach Rhätien kamt, ward uns Kunde vom gewaltigen römischen Reich, das nach und nach

alle Länder und Meere verschlang und die Erde mit den Segnungen seiner Kultur überflutete. Wanderer, die über die Berge kamen und im gastlichen Haus des rhätischen Häuptlings einkehrten, konnten eure Wissenschaften und Künste nicht genug preisen. Der Druid aber fragte: Bringt sie den Völkern das Glück? Niemand wußte eine Antwort darauf. Wir aber wußten, daß Cato von Utica sich nach Cäsars Sieg bei Thapsus den Tod gab, weil er Cäsars Macht für verderblich hielt, und daß dieser später von Brutus ermordet wurde. Sind seine Nachfolger vor diesem Schicksal sicher? Feldherr, die Druidenschülerin frägt noch einmal: Was ist Glück?"

Ein grenzenloses Erstaunen malte sich in den Zügen des Feldherrn. Niemals hatte er eine solche Sprache gehört. Die Verwegene sollte es büßen, in den Staub wollte er sie schmettern. Aber wo war sie zu fassen? Er machte ein paar Gänge durch das Gemach, um sich zu sammeln. Dann blieb er vor ihr stehen und sah sie durchdringend an, sie hielt seinen Blick ruhig aus.

„Viktor hat sich gut gehalten“, sagte er mit Nachdruck, „darum ist auch schon der Lohn für ihn bereit, er kommt nach Rom.“

„Nach Rom?“ schrie die rhätische Häuptlings-tochter förmlich auf.

Der Feldherr hatte die verwundbare Stelle an ihr gefunden. „Ist auch das kein Glück, daß ich mei-

nem Feind, den ich nach Kriegsrecht töten könnte, wann ich wollte, meine Kunst schenke?"

„Mein Bruder wird Römer!“

Ein schneidender Strahl zuckte in seinem Auge auf. „Das brauchst du nicht zu befürchten“, sagte er kalt, „Viktor ist zu sehr Kind dieses Bodens. Aber Du, Druidenschülerin, du mit deinem Wissensdrang und deinen hohen Geistesgaben, du wirst dich der römischen Kultur beugen, du wirst Römerin, und um dir dieses Ziel zu erleichtern, habe ich beschlossen, auch dich nach Rom zu schicken.“

„Feldherr, töte mich, aber laß mich auf rhätischer Erde sterben“, rief sie mit Entsezen.

Sie lag vor ihm auf den Knieen, er maß sie mit triumphierendem Blick und ließ sie liegen. Dann hob er den Vorhang und verschwand dahinter, ohne ihr noch ein Wort zu gönnen.

Waga erhob sich mühsam und wankte hinaus. Als Tiberius allein war, überdachte er das Erlebte und fühlte sich befriedigt. Er hatte es erreicht, die stolze Rhätierin war vor ihm auf die Knie gesunken. In versöhnlicher Stimmung schrieb er ein paar Zeilen an die Kaiserliche Mutter, um ihr die beiden Rhätier zu empfehlen, denn er wollte ihr Schicksal so freundlich als möglich gestalten. Dann warf er sich ermüdet auf sein Bett, um vor dem Abmarsch noch ein paar Stunden zu schlafen.

Der kleine Borgang mit der Rhätierin trat bald in den Hintergrund, größeres beschäftigte ihn. Neben seinem Bett lagen die Depeschen, die morgen nach Rom abgehen sollten. Wieder hatte er dem kaiserlichen Stiefvater eine Provinz zu Füßen gelegt, und nun stand er am Vorabend neuer Siege. Pannonien war nicht schwer zu bewältigen, die Anerkennung konnte nicht ausbleiben.

Und wieder schlich auf leisen Sohlen der bestreitende Traum von Ehre, Ruhm und unbegrenzter Macht an ihn heran, der schwüle Traum von der Weltherrschaft, der ihm die Ruhe seiner Nächte raubte, wußte er doch, daß der Weg dahin nur über Leichen führte. Und wenn — war es nicht immer so gewesen? Als Kaiser Augustus zur Alleinherrschaft gelangte, ging ein böses Geslüster durch das römische Reich. Wo war Cäsareon, der Sohn Cäsars und der Kleopatra, wo der Sohn des Antonius und der Fulvia, die ihm später die Macht hätten streitig machen können? Sie waren spurlos verschwunden. Wer sprach jetzt noch davon? War der Kaiser nicht allmächtig? Wurde er nicht Vater des Vaterlandes genannt? Und war nicht die ganze Geschichte Roms in Blut und Mord getaucht?

Ein buntes Durcheinander von Vorstellungen jagte durch sein Gehirn, Schlachtgetümmel, brennende Städte, verwüstete Länder, Triumphzüge, maßloser Jubel des Volkes. Dies war die Vergangenheit Roms.

Auch die Gegenwart machte ihr Recht geltend. Livia, die Mutter, stand vor ihm mit dem bezaubernden Blick und dem Herrscherstab in der Hand, der Kaiser mild und wohlwollend wie immer; Agrippina, seine treue Gemahlin, mit einer Bitte auf den Lippen. An dieses Bild suchte er sich wie an einen Rettungsanker festzuklammern, hatte es doch oft die bösen Geister zu bannen vermocht. Jetzt hielt es nicht stand, es sank unter in ein Meer halbwacher Träume. Und endlich erhob sich aus dem Gewoge langsam, alle andern überragend, eine fremde Gestalt. Sonnenglanz umstrahlte ihr Haupt, eine stille Größe lag in ihrem Blick und ihre bleichen Lippen flüsterten: Was ist Glück? — Was ist Glück? Klang es wie fernes Wasserrauschen durch seine empörten Sinne, und mit diesem Wort, das schon eine halbe Resignation in sich schloß, fand der Feldherr einen kurzen, erquickenden Schlummer.

Als Waga von Tiberius zurückkehrte, fand sie im Vaterhaus Viktor, dem zum erstenmal gestattet war, seine Schwester zu besuchen. Er befand sich in unbeschreiblicher Aufregung, bald wünschte er den Fluch der Götter auf die Römer herunter, bald überließ er sich einem unbändigen Jubel, daß er die Welt mit ihren Herrlichkeiten sehen dürfe. Sie teilte ihm mit, daß auch sie den Befehl erhalten habe, nach Rom zu reisen und befahl Favia und Mato, die den Kopf ganz verloren hatten, alles für die Reise zu rüsten,

dann lenkte sie ihre Schritte nach der Berg einsamkeit, wo sie so oft Ruhe und Trost gefunden hatte.

In der Nähe von Ebodurum erhob sich eine hochgelegene Terrasse, die auf drei Seiten von uralten Tannen eingeschlossen war, die vierte war gegen Sonnenaufgang offen und stürzte jäh in den Abgrund. Es war der heilige Hain. In der Mitte lag der aus einem Felsstück roh gearbeitete Opfertisch. Hier scharften sich die Kelten in nächtlichen Zusammenkünften um den Druiden, hörten sein mächtiges Wort und brachten den Göttern ihre Verehrung dar. Von diesem Tisch floß das Blut der Opfertiere, die der Druide mit Seherblick prüfte und den Besund dem in heiligem Schauer erwartenden Volk als Weissagung verkündete.

Es war schon spät, als Waga den Platz erreichte. Sie kniete am Opfertisch nieder, erhob die Augen zum Himmel und suchte ihre Götter. Sachte, sachte traten sie aus dem Dunkel hervor, zuerst vereinzelt, dann in Scharen, als ob sie einander gerufen hätten, und bald bedeckte das strahlende Heer den schwarzen Grund, so weit ihr Auge reichte. Unter diesen seligen Scharen weilten nun auch ihre Eltern; sie flehte sie inbrünstig an, ihr in dieser schweren Stunde beizustehen.

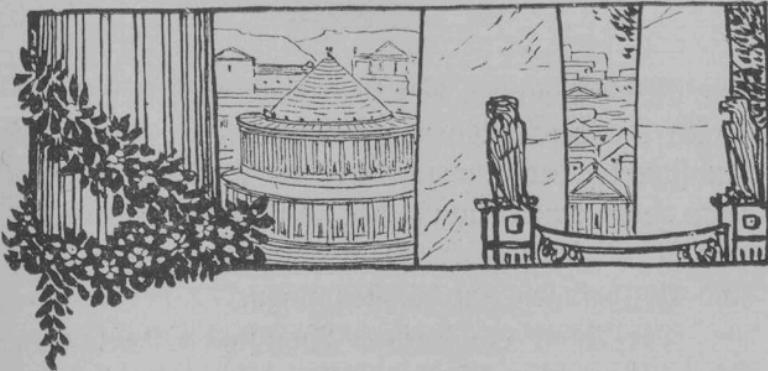
Ein Flüstern ging durch die Bäume, und die Äste neigten sich sanft im Nachtwind. Waga erschauerte, sie hörte darin die tröstenden Stimmen der angerufenen und sah, wie sie ihre Arme schützend über

sie ausbreiteten. Sie fühlte sich in ihrer Obhut wohl geborgen und hielt andächtige Zwiesprache mit ihnen. Bald wußte sie nicht mehr, ob die heißen Worte von Liebe, Hoffnung und Vertrauen, die ihre Lippen murmelten, aus ihr heraus sprachen oder ihr von jenen Geisterstimmen zugeflüstert wurden.

Die Nacht verstrich, im Osten wurde es hell. Licht! Dem Licht waren die Menschen entfloßen, und in Licht lösten sie sich nach ihrem Hinscheiden wieder auf. Licht war der Urgrund alles Bestehenden, und der Herrscher des Tages war nur das sichtbare Auge jener allmächtigen Leuchtkraft, für die es keine Vorstellung gab, welche die Unendlichkeit ausfüllte und alles Körperliche beseelte. Ein Strahlenkranz verkündete den Aufgang des all sehenden Auges, dann rang es sich siegreich aus einem Meer goldener Wogen und sah mit hochgehobener Wimper der Erde ins Antlitz.

Ach, was sah es? Nichts anders als was Waga sah, geknechtete, rhätische Erde. Ein Tränenstrom entstürzte ihren Augen. „Rhätien, lebe wohl!“ rief sie ins Land hinaus, „Rhätien, muß ich dich so verlassen?“

Dann stieg sie zu Tal. Zu Hause traf sie schon den römischen Reiseführer und die Thrigen zum Aufbruch gerüstet. Sie hatten Befehl, noch vor Abmarsch der Truppen ihre Reise anzutreten.



Drittes Kapitel.

Die gleichen Strahlen, welche die Gletscherstirnen der Alpen küssten und dann in vollem Lichtstrom das unterjochte Rhätien überfluteten, vergoldeten auch die Zinnen und Kuppeln Romas und rollten von den sieben tempelgekrönten Hügeln auf die dicht gedrängten Häuser in die Ebene. Urbs aeterna! Vorzeit und Neuzeit hatten die Rieſin, die ihre Arme weit in die römische Campagna hineinstreckte, ihren Stempel aufgedrückt. Neben den uralten Tempeln der ersten Ansäſſigen prangten die vollendeten Kunstdämonen aus der letzten Republik. Prachtvolle Basiliken, Tempel und Paläste umschlossen die berühmten Fora, elegante Badeanstalten, Zirkus und Theater waren zur Unterhaltung des Volkes da. Rom war unter Kaiser Augustus Mittelpunkt der Welt geworden. Ungeheuer war der Zudrang der Fremden nach der Stätte des leidenschaftlichen Ringens um Macht, Geld und Ge- nuß. Aber auch die besten Kräfte, Künstler, Dichter

und Gelehrte fanden hier ihre Rechnung. Die Bibliotheken mit den kostbarsten Schriften aller Völker, die Kunstwerke, der Umgang mit ausgezeichneten Männern gaben ihnen Anlaß, ihre Fähigkeiten auszubilden, und der Reichtum der Stadt hatte für jedes Können und Vollbringen den höchsten Lohn.

Der Name des Kaisers Augustus Oktavian und seiner Gemahlin Livia erfüllte die ganze bekannte Erde. Sie hatten sich auf nicht ganz gesetzmäßigem Wege gefunden. Als er sie kennen lernte, waren beide gebunden, er in zweiter Ehe an Scribonia, von der er seine Tochter Julia besaß, sie an Claudius Nero, dem sie zwei Söhne, Drusus und Tiberius, geboren hatte. Sie entbrannten in leidenschaftlicher Liebe zu einander. Er sah in ihr die schönste und geistreichste Frau ihrer Zeit, sie in ihm die Verkörperung aller jener Eigenschaften, welche das kleine Rom des Romulus zu seiner gegenwärtigen Machtstellung emporgehoben hatte. Der dreißigjährige Octavian besaß schon so großen Einfluß, daß er die doppelte Scheidung durchsetzen konnte, um Livia zu heiraten. Sie war Claudierin, er Octavier und Julier, in beiden brauste das Blut der Ahnen, das nach Taten verlangte.

Und die Taten ließen nicht auf sich warten. Octavian war der Neffe und Adoptivsohn des großen Cäsar, der ihn zu seinem Haupterben eingesetzt hatte. Mit diesem Erbe begann die Rivalität um die Ober-

herrschaft zwischen ihm und dem mächtigen Antonius. Ihr Leben war fortan eine Kette von Feindseligkeiten, die von kurzen Versöhnungen unterbrochen wurden. In der Schlacht bei Actium unterlag Antonius. Agrippa, der Freund und Jugendgenosse Octavians, erfocht für diesen einen vollständigen Sieg. Antonius gab sich in Ägypten den Tod. Als Octavian mit seinem siegreichen Heer nach Rom zurückkehrte, bereitete ihm die Stadt den großen Triumph. Sein Ansehen, seine Macht wuchsen mit Riesenschritten. Der Senat verlieh ihm den Namen Augustus, der Geweihte, und das Volk brachte ihm eine Verehrung entgegen, wie sie nur den Göttern zufiel. Bald vereinigte er in sich die Gewalt eines über Krieg und Frieden entscheidenden Imperators und die Würde des Pontifex Maximus, der alle religiösen Angelegenheiten regelte. Durch glücklich geführte Kriege nahm das römische Reich ungeheure Dimensionen an, in allen bekannten Weltteilen gründete Kaiser Augustus Städte und Kolonien und gab ihnen römisches Gesetz. Neben den Taten der Eroberung vergaß er auch die Werke des Friedens nicht; er beförderte den Ackerbau in allen Teilen seines Reiches, unterstützte Kunst und Wissenschaft und gab der Welt unvergängliche Denkmäler.

Bei allen seinen Unternehmungen stand ihm Livia ratgebend zur Seite. Man erzählte sich in Rom, daß der Kaiser sich für Besprechungen von politischer Tragweite mit seiner Gemahlin schriftlich vorbereitete,

so groß war seine Achtung vor ihrer Klugheit und Einsicht. Dem Feldherrn Agrippa bewies er seine Dankbarkeit dadurch, daß er ihm seine Nichte Marcella, und als diese starb, die eigene Tochter Julia anvermählte.

Einige Wochen, nachdem Waga vom heiligen Hain ihren Gruß ins rhätische Land hinausgesandt hatte, saß Livia auf einem Ruhebett in einem Wohngemach des kaiserlichen Palastes auf dem Palatin den Morgenbesuch ihres Gemahls erwartend. Ihr Äußeres verrät noch keine Spur ihres vorgerückten Lebensalters. Acte, die Freigelassene und Lieblingskammerfrau, hatte an ihr schon ihre Künste geübt. Durch die Salben aus dem Orient hatte die Haut der schönen Frau, welche der Kaiser die ewig jugendliche nannte, die satte Färbung des Sammets erhalten, wie Rosenknospen ruhten die gefärbten Nägel auf Fingern und Zehen, und durch einen geschickten Pinselstrich hatten die Augenbrauen eine Schweißung erhalten, die dem Blick einen sanften, schmelzenden Ausdruck gab. Als hingebende Frau wollte die Kaiserin heute ihrem Herrn und Gemahl erscheinen.

Der Kaiser ließ auf sich warten. Es war die Stunde des lästigen, aber nicht zu umgehenden Morgenempfanges, und Livia hatte sich von Acte sagen lassen, daß sich heute neben den Freunden und Klienten des Hauses auch viele Senatoren zur Aufwartung eingefunden hatten, der Kaiser daher nicht so bald er-

ſcheinen werde. Sie griff nach dem Tagesblatt, das auf einem Tſchchen von Zedernholz vor ihr lag. Täglich wurden im römischen Reich taufende von Blättern verbreitet, welche das Land über die wichtigſten Ereigniſſe im Laufenden erhielten. Tausende von Sklaven wurden zum Abschreiben verwendet, und der römische Postdienſt beförderte die Nachrichten rasch und ſicher nach den entferntesten Gegenden. Das Blatt, welches die Kaiserin durchlaſ, war in tadelloſen Schriftzügen geſchrieben — nur ſolche kamen in ihre Hände, und enthielt den Bericht, daß Rhätien ſich freudig und willig der Herrſchaft Roms ſüge. Sie kannte die Art Roms, über Eroberungen zu ſprechen und legte es gleichgültig zurück.

Unter dem ſeidenen Türvorhang erschien Acte und überreichte der Gebieterin auf goldenem Teller ein anderes Blatt. Sie entfernte ſich nicht, ſondern ſah mit verschmitztem Lächeln vor ſich hin; ſie kannte den Inhalt und wußte, daß die Kaiserin das Bedürfnis hatte, ſich in Gemeinſchaft mit ihr darüber auszulachen. In der Tat zuckte es ſchon beim Leſen der ersten Zeilen verräteriſch um die Lippen der schönen Frau, immer heiterer wurden ihre Mienen, und zuletzt erſcholl ein heller, kurzer Ton wie der Klang einer Silberglocke von ihrem Mund. Es war ein Spottgedicht auf die Sitten der Julia, Tochter des Kaisers.

„Ließ du auch, Acte“, ſprach die Kaiserin zur

Freigelassenen, die sie um ihrer hohen Geistesgaben und ihrer Verschwiegenheit willen zur Vertrauten gemacht hatte.

Acte überflog pflichtschuldigst das Blatt und rief: „Köstlich, unbezahlbar, wie die Gattin vom Bett ihres kranken Gemahls wegeilt, um sich die Tränen über seine Leiden von ihrem Liebhaber wegküszen zu lassen, — der Dichter hätte Julia nicht besser treffen können.“

„Wer ist der Verfasser?“ forschte die Kaiserin.

„Das wird man niemals erfahren, aber“ — fügte die Freigelassene bedeutungsvoll hinzu, „man könnte es vielleicht erraten.“

„Es mag sein, wer es will“, sprach die Kaiserin, „der Mann soll eine Belohnung haben. Julia verdient die Lektion.“ Mit diesen Worten nahm sie aus einer Kassette eine Handvoll Golddenaren und reichte sie der Kammerfrau; sie wußte, daß sie ihren Weg nicht verfehlen würden. „Hat das Gedicht große Verbreitung gefunden?“

„In ganz Rom!“

„Das genügt“, lachte die Kaiserin wieder.

Acte entfernte sich auf einen Wink der Gebieterin. Livia legte das Gedicht auf den Tisch, es sollte dem Kaiser bekannt werden. Diese Julia, die sich mutwillig über jede Schranke hinwegsetzte, welche die Sitte um die Häuslichkeit der Kaiserfamilie zog, Julia, die rechtmäßige Erbin des Kaisers, die größere Rechte besaß als sie, die kinderlose Gattin, und es sie auch

fühlen ließ, Julia, die trotz ihrer leichtsinnigen Streiche vom Vater und Gatten immer noch geliebt wurde, verdiente keine Schonung.

Wieder hob Acte den Vorhang und überreichte der Gebieterin einen Brief, worauf sie sich rasch entfernte. Sie hatte das in Wachs eingedrückte Siegel des Tiberius erkannt und wußte, daß die Kaiserin allein sein wollte. Diese erbrach ihn hastig, der Brief war offenbar in Eile geschrieben und lautete: Vor meiner Abreise möchte ich meiner erhabenen Mutter noch von einer Angelegenheit sprechen, die für unsere Stellung in Rhätien von größerer Bedeutung ist, als es den Anschein hat. Ich schicke dir zwei Wilde zur Zähmung, die letzten Sprößlinge des hiesigen Fürstengeschlechts, welchen ich das Leben geschenkt habe. Der Jüngling ist ein Wolf, der jedem Nahetretenden die Zähne weist, die Jungfrau ein Adler, hoch in Lüften, das Auge unentwiegzt zur Sonne gewendet — eigentlich eine Druidin.

Wieder ertönte das kurze silberhelle Lachen von den Lippen der Kaiserin. „O Tiber, ich glaubte immer, die Druidinnen seien abscheuliche Frauen.“

Sie legte den Brief auf den Tisch zum Spottgedicht der Julia, um ihn dem Kaiser mitzuteilen. Sie vermutete, Tiberius sei in die Rhätierin verliebt und der Kaiser sollte wissen, daß sie die Schwächen ihres Sohnes so wenig verheimlichen wollte, als diejenigen seiner rechtmäßigen Tochter.

Acte verkündete, daß der Morgenempfang vorüber sei, und der Kaiser soeben das Atrium verlässe. Livia sprang auf, ordnete ihre Gewänder und erwartete stehend ihren Herrn und Gebieter.

Der Kaiser Augustus trat ein. Seine Gestalt war nicht über Mittelgröße, aber von vollendeten Formen, sein fluges Gesicht hatte etwas Gewinnendes und Ehrfurchtgebietendes zugleich, in seinen Augen spiegelte sich jene geistige Überlegenheit, die ihn über seine Mitbürger emporgehoben hatte. Es hieß, es gebe wenige Menschen, die seinen Blick aushalten könnten. Die Kaiserin konnte es, und sie hatte nie anders als Liebe und Milde darin gefunden.

Livia berührte seine Hände mit den Lippen und reichte ihm die Wange zum Kuß.

„Du erwartest mich, Livia, nicht wahr?“ sagte er, indem er Platz nahm.

„Ja“, erwiderte sie zärtlich und setzte sich zu ihm, „ich habe einen Brief von Tiber erhalten, und Du?“

„Auch ich.“

„Wie geht es in Rhätien?“

„Den gewohnten Gang. Die Tapfersten und Mutigsten sind tot, die übrigen fühlen ihre Ohnmacht. Einige Unruhen könnten vielleicht noch durch die Druiden angestiftet werden, die auf das Volk großen Einfluß haben. In Gallien habe ich ihre Macht beschneiden müssen, und Tiber rät mir, in Rhätien desgleichen zu tun. Besondere Klagen hat er über den Ober-

priester, den er nach dem brigantinischen See verbannt hat. Es nimmt mich Wunder, daß er mit ihm nicht kürzern Prozeß gemacht hat, Schonung ist sonst nicht seine Art.

„Aber Innehalten des kaiserlichen Befehls“, erwiderte Livia lebhaft, „wie sollte er sich vermeßen, diesem zuwider, mit Strenge zu versfahren.“

„Unser Sohn geht sonst seine Wege“, sagte der Kaiser lächelnd.

„Niemals in Staatsangelegenheiten“, protestierte Livia eifrig, „in den eigenen allerdings nur zu sehr.“

Was mir an Tiber auffällt, ist seine Liebe für dieses schreckliche Rhätien“, sprach der Kaiser weiter, indem er vor seiner Gemahlin die Depeschen auf dem Tischchen auseinanderschlug. „Man berichtet Unglaubliches von den Felsenmassen, die sich bis in den Himmel türmen, von den Gletschern und reißenden Strömen des Landes. Tiberius war mit einem Eifer daran, die Schwierigkeiten zu überwinden, daß ihm mein Befehl, nach Pannonien aufzubrechen, ungelegen kam.“

„Tiber liebt das Absonderliche, und jeder ernsthafte Widerstand reizt ihn“, erwiderte Livia, „dies ist seine Liebe für Rhätien, oder sollte vielleicht —“ sie reichte mit lächelnder Miene des Sohnes Brief dem Kaiser.

„Sieh, sieh“, sprach der Kaiser überrascht, „Tiber schickt uns die zwei rhätischen Fürstenkinder. Nun,

Wolf und Adler sollen uns willkommen sein, sie sind in Rom seltener als Löwe und Tiger.“

Livia sah, daß der Kaiser ernst war und hielt ihre Heiterkeit in Schranken. „Was wird Agrippina zum Adler sagen?“

„Livia.“

Die Kaiserin fühlte den Vorwurf in dem einzigen Wort sehr gut heraus, sie fuhr sanft, doch unbeirrt fort: „Sie wird den Vergleich geistreich finden, wie alles, was mein Tiber sagt und tut.“

Livia verstand es, ihre Missbilligung oder ihr Gutheißen über ihre Familienverhältnisse auf eine entscheidende Art kund zu tun, ohne den Kaiser zu verlezen. In diesem Falle war dies nicht leicht. Er hatte die Heirat zwischen Tiberius und Agrippina befördert und wollte keinen Tadel darüber hören. Sie war die Tochter des Siegers von Actium, seines Freundes Agrippa Bipsanius. Agrippa blieb ihm treu ergeben, auch als er die Kaiserwürde erlangt hatte. Er war ein ausgezeichneter Mann, dem Rom im Krieg und Frieden viel zu danken hatte. In der letzten Zeit war er krank, und der Kaiser war in steter Furcht, ihn zu verlieren. Er wandte ihm daher doppelte Liebe und Sorgfalt zu.

„Agrippina ist für Tiberius wie geschaffen“, sprach der Kaiser mit Nachdruck, „und es ist ein Glück, daß er sich im Strudel seines Jugendlebens so viel Empfindung bewahrt hat, aus Liebe zu heiraten.“

„Wenn diese Liebe nur anhält“, sagte Livia, „mein Tiber ist in seinen Zuneigungen leichtsinnig und veränderlich.“ Und als sie auf des Kaisers Stirn eine leichte Wolke wahrnahm, lehnte sie ihren Kopf an seine Schulter und flüsterte, „Frauen lieben ewig, aber die Männer?“

„Das hängt meistens von den Frauen ab“, erwiderte der Kaiser mit dem Finger gegen ihre Stirn klopfend.

Eben darum steigt manchmal der Gedanke in mir auf, ob dieses gute, zu gute Geschöpf imstande sein wird, meinen anspruchsvollen Tiber auf die Länge zu fesseln.“

„Nicht jede in der Welt kann eine Livia sein“, sprach der Kaiser mit einer Zärtlichkeit, in welcher ein Ton der Bewunderung durchklang, „und da dies nicht möglich ist, so ist diejenige die beste Frau, die sich am willigsten der Überlegenheit eines Mannes, besonders eines Tiberius, fügt.“

„Dieses Eheglück steht also fest“, bestätigte Livia ohne weiteren Widerspruch. „Und nun etwas anderes, Octavian, unsere Julia gibt mir zu denken.“

„Wieder Streiche?“ fragte der Kaiser, die Augenbrauen zusammenziehend.

„Nichts Schlimmes“, erwiderte Livia lebhaft abwehrend. „Unsere Julia hat nie etwas Schlimmes getan.“ Und in einem Ton, der etwas Schonendes, Vorbereitendes hatte, fuhr sie fort: „Aber sie ist heiter,

unbesonnen, der Aufenthalt beim franken Gatten ist langweilig, trostlos, seine Leiden verursachen ihr Schmerz, sie muß Sonnenschein haben, tritt hinaus in Gesellschaft, läßt sich von ihrem feurigen Temperament hinreissen, gibt sich Blößen. Die Folge davon ist, daß die Welt sie für schlimmer hält, als sie ist.“

„So ist es“, nickte der Kaiser betrübt.

Die Römer haben eine satirische Ader, welche selbst die Glieder des Kaiserhauses nicht verschont.“

„Ich verstehe, irgend eine Satire über Julia ist im Umlauf.“

„Es ist schlimmer, als du denfst, mein Teurer“, sagte Livia zögernd, indem sie das Blatt vom Tischchen nahm und es ihm darreichte.

Der Kaiser überslog es und erblaßte. „Das ist zu viel“, rief er, das Blatt auf den Tisch werfend. „Das ist verwegen, frech, eine Beleidigung für das Kaiserhaus und zugleich unwahr. Julia hat keinen Liebhaber, sie ist dem edlen Agrippa eine treue, liebreiche Gattin. Der Täter soll entdeckt und bestraft werden.“

„Es ist ihr zu viel geschehen, aber, Octavian, bedenke, wie die schlimme Welt gewöhnlich urteilt. Der Feldherr könnte Julias Vater sein.“

Der Kaiser machte eine ungeduldige Bewegung, Livia faßte seine Hand und führte sie an die Lippen. „Der Feldherr könnte Julias Vater sein. Als er sie heiratete, stand er in der Vollkraft der Jahre, sie, die

kaum dem Kindesalter entwachsen war, liebte ihn schwärmerisch, trotzdem er von Marcella Kinder besaß, denn selten gibt es einen Mann von so glänzenden Eigenschaften, wie den Agrippa Vipsanius. Aber die Gesetze der Natur lassen sich nicht umgehen, sagte irgendwo ein Weiser Griechenlands. Der Feldherr wurde krank, seine Kräfte verfielen, er alterte vor der Zeit, diejenigen Julias stiegen höher und höher, in ihr entwickelte sich eine Lebenslust, die niemand vor dem Überschäumen bewahren konnte!"

Der Kaiser stützte den Kopf in die Hand und hörte zu, ohne zu widersprechen. Er wußte nur zu gut, daß seine Gemahlin recht hatte.

Livia stand auf und machte ein paar Gänge durch das Gemach. „Julia hätte unter den Zügel meines Tiber kommen sollen“, rief sie schmerzlich aus. „Tiber allein hätte sie bändigen können. Was wäre aus der herrlichen Frau geworden, wenn sie in die richtige Bahn geleitet worden wäre.“

Der Kaiser zuckte mit den Achseln. Livia setzte sich wieder zu ihm. „Aber so geht es in der Welt“, sagte sie ergeben, „man wird erst durch Erfahrung klug, dann ist es zu spät.“ Und nach einer Weile fügte sie mit einem Seufzer hinzu: „Es wird uns nichts anderes übrig bleiben, als Julia eine Ermahnung zu geben.“

„Ja“, erwiderte der Kaiser trübe, „und nach dem Verfasser der Satire zu fahnden, diesmal lasse ich die Sache nicht so hingehen.“

Livia lehnte sich zurück und schloß einen Augenblick die Augen, um in seinem Antlitz den Kummer nicht zu sehen, den sie ihm als Mittel zu ihrem Zweck nicht hatte ersparen können. Dann gab sie sich alle Mühe, ihn aufzuheitern. Es gelang nicht. Er verließ traurig und niedergeschlagen das Gemach, sie fühlte sich durch einen gelungenen Schritt in die Zukunft froh bewegt.

Im Atrium des Kaiserpalastes hatten sich die weiblichen Familienglieder zusammengefunden, um der Vorführung der räthischen Häuptlingskinder beizuwohnen, die ihnen von Tiberius empfohlen worden waren. Das Interesse der Römer wandte sich gegenwärtig den nordischen Völkern zu, und die Frauen des Kaiserhauses sahen den beiden Rhätiern, die gestern angekommen waren, mit Interesse entgegen.

Das Atrium war der gewöhnliche Versammlungsplatz der Familie. Ein Lichtstrom, der von oben hereinfiel, erhelle den fensterlosen Raum in allen seinen Teilen. In harmonischen Verhältnissen aufgebaut, mit den Altären der Laren in der Mitte und der säulengetragenen Decke, machte es den Eindruck eines Tempels. Zwischen den mit kostbaren Purpurdecken überzogenen Ruhebetten, die an den Wänden hinschliefen, standen auf Postamenten die Büsten und Wachsbilder der Ahnen, eine stumme und doch beredte Schar, die den Ruhm der zwei alten Patriziersfamilien, der Octavier und Claudier, verkündeten. Hochbegabte Men-

ischen, zum Herrschen geboren, gewaltig im Guten und Bösen, hatten die Geschlechter des Kaiserpaars aufzuweisen. Die Besucher des Atriums lasen auf den unter den Büsten angebrachten Täfelchen mit Staunen und Ehrfurcht Namen und Daten, die bis zur Gründung Roms durch Remus und Romulus zurückreichten. Die Wände waren durch herrliche Gemälde geschmückt, die ein feiner Wachsfirmis vor Verderbnis schützte, die kunstreiche Mosaik des Fußbodens mit dem Salve an der Schwelle, entsprach der übrigen verschwenderischen Ausstattung.

Julia, die Kaisertochter, die nicht viel älter als ihre Stieftochter Agrippina war, schmückte die Büsten des Remus und Romulus mit Blumen, die sie tändelnd aus einem Strauß zupfte und gab hie und da den Figuren einen Nasenstüber. Dazwischen erzählte sie, der Feldherr Agrippa behauptete, die Büsten seien nicht echt, die Geschichte von Roms Gründung durch Remus und Romulus, die von einer Wölfin gefäugt wurden, sei eine Fabel.

Agrippina erwiderte, Tiberius, der wie der Vater zu den vorgeschrittenen und aufgeklärten Römern gehöre, sei der gleichen Meinung, aber er sage, die Fabel sei schön, und es sei Aufgabe der Frauen, sich gläubig an den Kern römischer Sagen zu halten und sie der Nachwelt zu überliefern. Ob wahr oder nicht wahr, Frauen sollen sich darüber keine Gedanken machen.“

Ob sie sich das gefallen lasse? fragte Julia lachend.

„Warum nicht?“ erwiderte Agrippina erstaunt.

„Merkst du nicht, daß er dich wie ein unmündiges Kind halten will, um dich besser beherrschen zu können? Tiberius ist ein Tyrann.“

„Nichts mehr? Ich weiß, daß du Tiberius abgelehnt bist und aus seinen Tugenden Fehler machen möchtest. Traurig genug, daß zwischen Geschwistern ein solches Verhältnis besteht.“

„Geschwister?“ rief Julia und schnippte mit den Fingern, als ob sie etwas weit von sich werfen wollte.

„Und wenn auch nicht durch das Blut, so doch durch Familienbande.“

„Es wäre so weit recht“, sagte Julia warm, als sie in den Augen der Agrippina Tränen sah, „daß du durch Tiberius meine Schwester und durch deinen Vater meine Tochter geworden bist. Und nun wollen wir Remus und Romulus verehrungsvoll bekränzen, wie es Sitte ist, und ihre Nasen sollen vor mir Ruhe haben.“

Die Kinder der Julia, die mitgekommen waren, um sich die wilden Rhätier anzusehen, erfüllten während dieser Unterredung den Raum mit ihren fröhlichen Stimmen und spielten Versteck hinter den Laren. Jetzt forderten sie die Schwester Agrippina auf, sie zu suchen, was sie bereitwillig tat.

Etwas abseits saß Livia neben dem Dichter Ovi-

dius. Seitdem seine Metamorphosen bekannt geworden waren, war er am literarischen Himmel Roms das glänzendste Gestirn, dem sie ihre Huld und Freundschaft geschenkt hatte.

Die jungen Frauen, Julia und Agrippina, waren heute in bester Stimmung, der Feldherr Agrippa hatte einen guten Tag, und sie gaben der Hoffnung auf Genesung Raum. Er selbst hatte sie aufgefordert, das Krankenzimmer zu verlassen und in der Arena, die in letzter Zeit durch einen Zuwachs geschickt abgerichteter Elefanten neuen Reiz gewonnen hatte, Berausstreuung zu suchen. Sie aber hatten vorgezogen, beim Empfang des Wolfs und des Adlers aus Rhätien zugegen zu sein.

Ein Sklave meldete, daß die Rhätier im Vestibulum angekommen seien. Julia warf ihre Blumen weg, Agrippina setzte sich, und die Kinder flüchteten in ihren Schoß. Livia befahl, sie sofort samt dem Dolmetscher hereinzu führen.

Die Rhätier traten ein. Ihre Erscheinung entsprach nicht den Vorstellungen der Frauen, die sich dieselben als trostige, ungebärdige Alpenkinder gedacht hatten. Es waren zwei ernste, junge Menschen, die eine gewisse Würde zu wahren wußten. Waga trug ein schneeweißes, leinenes Gewand, das sie bis zum Hals verhüllte und ihr ein priesterliches Aussehen gab. Weiß wie der Schnee ihrer Heimat war auch ihr Antlitz, von welchem das Unglück die Rosen weggeküsst hatte.

Auch Viktor war äußerlich ruhig, obwohl sein Herz schon im Vestibulum bei den neugierigen Blicken der Sklaven, die sich über seine rhätische Kleidung lustig machten, vor Zorn kochte. Seine Haltung hatte etwas von der verhaltenen Kraft eines Füllens, das den Zügel fühlt.

„Willkommen in Rom, rhätische Gefangene!“ rief Livia in der Lebhaftigkeit der Überraschung. „Tretet näher und fürchtet euch nicht, der Feldherr Tiberius hat euch uns empfohlen.“

Waga, die Besiegte, Gedemüttigte, erhob den Blick mit dem Ausdruck unaussprechlicher Höheit zur Machthaberin der Welt und erwiderte ruhig in lateinischer Sprache: „Wir fürchten uns nicht.“

„Wie, du sprichst lateinisch?“ fragte Livia in gesteigertem Erstaunen, „wo hast du das gelernt?“

„Vom römischen Sprachmeister, den mir der Feldherr Tiberius geschickt hat.“

„Und du, junger Mann, sprichst du auch unsere Sprache?“

„Leider habe ich von römischen Soldaten so viel lateinisch gehört, daß ich mir etwas davon angeeignet habe.“

„Also seid ihr beide bildungsfähig.“

„Ich bin eine Druidenschülerin, und die keltischen Druiden haben eine Schrift so gut wie die Römer“, erwiderte Waga stolz.

„Du bist eine Druidenschülerin“, rief Livia, „nun

verstehe ich.“ Und weiter fragte sie: „Wie ist eure Reise verlaufen, und wie gefällt euch Rom?“

„Unsere Reise ist unter der Obhut römischer Reiseführer, die uns der Feldherr beigegeben hatte, gut verlaufen und hat uns so viele Merkwürdigkeiten vor Augen geführt, daß wir darüber manchmal ihren Zweck vergessen haben“, sagte Viktor.

„Welches ist ihr Zweck. Der Feldherr hat mir nichts darüber geschrieben.“

„Nach Rom zu kommen.“

Livia zog die Brauen zusammen. „Antworte du diesmal, Jungfrau, wie gefällt dir die Weltstadt?“

Waga erwiderte langsam, als ob sie sich befinnen müßte: „Wir kommen aus einem Land, wo die Wohnungen der Menschen wie vereinzelte Blumen auf den Feldern hingestreut liegen und nur in größern Ebenen, wie im Rheintal, sich enger zusammendrängen. Von der Steinmasse, die man Rom nennt, habe ich vorerst nur den Eindruck der Verwirrung erhalten.“

„Und du, Rhätier, hast du nichts mehr über Rom zu sagen?“

„Noch weniger. Ich stehe vor einem Wunder, und Wunder kann man nicht begreifen.“

„Du hast doch mehr gesehen als deine Schwester; und mit der Zeit werdet ihr beide noch mehr sehen. Die Gallier waren vor nicht gar langer Zeit in allen Künsten, die zur Verschönerung des Lebens dienen, besonders in der Baukunst, sehr zurück, aber seitdem

sie zum römischen Weltreich gehören, haben sie von von uns gelernt. Sehr zurück soll in dieser Beziehung auch der rhätische Stamm sein. Ihr werdet euch glücklich schätzen, hier lernen zu können, was eurem Land von Nutzen sein kann."

„Die Rhätier waren in ihrer Freiheit und Armut glücklich, ohne in Palästen zu wohnen.“

„Rhätien ist ein armes Land“, fuhr Livia unentwegt fort, „wohin die Römer gedrungen sind, haben sie Aufschwung in Handel und Verkehr, sowie Verbesserungen im Landbau, mithin Wohlstand ins Land gebracht. Glaubst du nicht, daß auch die Rhätier aus ihrer Armut zu kommen wünschen?“

„Niedrige Seelen gibt es überall, die Gold höher schätzen als Freiheit.“

„Rhätierin!“

Ovid befürchtete, daß der Freimut der rhätischen Jungfrau, die sofort seine Sympathien gewonnen hatte, den Unwillen der Kaiserin erregen könnte. Er suchte das Gespräch auf ein anderes Gebiet zu lenken und begann, den höflichen Ton festhaltend, der bei den gebildeten Römern im gegenseitigen Verkehr herrschte: „Du bist eine Druidenschülerin, das erklärt deinen Bildungsgrad. Die Wissenschaften der Kelten liegen in den Händen der Druiden und stehen auf einer ziemlich hohen Stufe, aber ihr habt keine Tempel, in welchen ihr eure Götter verehrt.“

„Ist dies nötig?“ sagte Waga rasch. „Ich kann

mir nicht denken, daß man in engem Raume mit überirdischen Wesen verkehren könne.“

„Warst du nie in einem römischen Tempel?“

„Nein.“

„Die alten Römer beteten auch Sonne, Mond und Sterne an wie die Kelten, aber mit der Zeit erkannten sie, daß Sonne, Mond und Sterne Naturgesetzen unterworfen sind, wie unsere Erde. Sie suchten und fanden Götter, die ihnen besser paßten“ — niemand außer Livia sah den sarkastischen Zug, der bei diesen Worten in den Mundwinkeln des Dichters spielte — „und bauten ihnen Altäre, die sie in herrliche Wohnungen, Tempel, genannt einschlossen. Alles Große, Schöne und Erhabene, das die Menschenseele bewegt, kam in diesen Bauten zum Ausdruck, und gläubige Gemüter fanden hier eine Stätte —“

„Ovidius, wir sind nicht unter uns“, fiel ihm Livia in griechischer Sprache in die Rede.

In den Bügen Wagas verriet sich eine unverkennbare Angst. „Unsere Götter brauchen keine Wohnungen“, sagte sie. „Im Dunkel der Wälder, in tiefen Schluchten, im Dämmerlicht sternheller Nächte kündigen sie ihre Nähe an. Im Flüstern der Bäume, im Rauschen der Bäche lassen sie ihre geheime Sprache erschallen.“

„Es sollte mich Wunder nehmen, ob sie sich dir nicht auch in unsern Tempeln offenbaren“, sprach Ovid hartnäckig.

„Der Feldherr Tiberius ist großmütig und läßt uns unsren Kult“, erwiderte sie abwehrend.

„Niemand will dir deinen Kult nehmen, aber des Feldherrn Wunsch und Wille wird sein, daß du unter andern Merkwürdigkeiten der Weltstadt auch ihre schönsten, die Tempel kennen lernest“, sagte Livia huldreich aber entschieden.

Waga fühlte diesem Tone gegenüber ihren Mut sinken, sie suchte vergebens nach einer Antwort.

Unterdessen hatte der kleine Enkel des Kaisers neugierig die beiden Rhätier umkreist, jetzt blieb er hinter Viktor stehen, faßte sein herunterhängendes Haar wie einen Bügel und rief mit schallender Stimme: „Vorwärts, Schimmel.“

Viktor wandte sich um wie der Blitz und erhob die Hand zum Schlag, aber als er in die erschrockenen und unschuldigen Augen des Kindes sah, welches in plötzlicher Erkenntnis seines ungebührlichen Tuns den Mund zum Weinen verzog, ging sein Zorn in Heiterkeit über. Er hob den dicken Kaiserenkell wie eine Feder in die Luft, setzte ihn sich auf den Nacken, indem er ihn bei den Beinen festhielt und sagte lateinisch „reite“.

Wer in ein lautes Gelächter ausbrach, war Julia. Das Kind hielt sich im Sattel fest und lachte vor Vergnügen. Die übrigen Anwesenden sahen erschrocken nach der Kaiserin, welche ihr Gesicht hinter

dem Fächer verbarg. Als sie wieder aufblickte, befahl sie Julia und Agrippina, mit den Kindern das Atrium zu verlassen. Die jungen Frauen ließen sich das nicht zweimal sagen.

Dann wandte sie sich an Viktor und sprach nachsichtig: „In Rhätien herrschen andere Sitten als am römischen Kaiserhof, das ist klar, sonst müßte ich dich wegen deiner Verwegenheit strafen. Nun begebt euch, ihr beiden Rhätier, nach eurer Wohnung und verhaltet euch ruhig in Rom, bis der Feldherr Tiberius zurückkehrt, der über euer Schicksal verfügen wird.“

Viktor war mit einem Satz am Ausgang, Waga senkte traurig den Kopf und folgte ihm.

Als die Kaiserin und der Dichter allein waren, sahen sie sich fragend an. Das waren also Barbaren. Der Jüngling hatte sich in der Tat als solchen gegeben. Roh und allen Anstandes bar, der unter gesitteten Menschen herrscht, war sein Benehmen gewesen, aber am moralischen Standpunkt der Rhätier hatte Livia kein Wanken wahrnehmen können. Dieser Gegensatz zur glatten Geschmeidigkeit der Römer, hinter welcher sich oft berechnende Schlauheit barg, war ihr neu und interessant. Sie wollte die beiden fremden Menschenkinder beobachten, prüfen, wie weit sie für Römertum empfänglich seien. Über Tiberius, der sie über seine Absichten mit ihnen im Unklaren ließ, war sie ungestalten. Ihr Verdacht, daß er an der Jungfrau Wohlgefallen gefunden habe, war verschwunden. Sie war

zur Priesterin bestimmt und nicht nach seinem Geschmack, ihr Sohn liebte nicht ernste Frauen.

Livia wollte sehen, welchen Eindruck der erste Anblick eines römischen Tempels auf die rhätischen Barbaren machte. Schon am nächsten Tag erschien Acte in der Wohnung, die ihnen angewiesen worden war, und überbrachte ihnen Wunsch und Befehl der Kaiserin, sich nach dem Pantheon zu begeben. Zwei mitgebrachte Sklaven warteten zu ihrer Begleitung.

Livia stattete hier und da verschleiert und unerkannt dem Tempel des Agrippa ihren Besuch ab, um von den Göttern dessen Genesung zu ersuchen. Sie wußte, daß der Kaiser ihr dafür dankbar war, und es widerstrebte ihr nicht, dem Genie und den Tugenden des Feldherrn diese Huldigung darzubringen.

Viktor hatte sich gefreut, sich heute mit aller Mühe die Weltstadt anzusehen. Die Begleitung der Sklaven stimmte seine Freude etwas herab. Als er aber auf die Straße trat, nahm das ihn umwogende Leben seine Sinne sofort gefangen. Zwischen den Buden und Tavernen, die in die Straße hineingebaut waren, wälzte sich unaufhörlich ein Menschenstrom, der die mannigfältigsten Erscheinungen darbot. Unter dem müßigen Plebs, der sich gaffend und lärmend herumtrieb, tauchten vornehme Patrizier und Patrizierinnen in langen, faltenreichen Gewändern auf. Elegante, junge Männer, die ihren Ehrgeiz darein setzten, ihrer Toga einen nie gesehenen Wurf zu geben, wandten sich langsam

durch die Menge, würdevolle Matronen begaben sich nach den Tempeln ihrer Lieblingsgötter oder nach den Gräbern, um den Toten ihren Kult zu weihen, Frauen aus dem Volke leuchten mit schweren Körben beladen daher. Gelehrte mit Pergamentrollen unter dem Arm, verspätete Klienten, die zum Morgenbesuch ihrer Patronen eilten, Sklaven, die schreiend für die nachfolgenden Herrinnen Platz forderten, hier ein Trupp beladener Pferde und Esel, dort eine Schar Kinder, die sich mit ihren Mentoren ins Freie begaben, zogen an den erstaunten Blicken der Rhätier vorüber. Mit den einheimischen Trachten vermischt sich die fremden der Ägypter, Griechen und Orientalen. Was die Römer aber nie gesehen hatten, waren Rhätier, und Viktor und Waga waren nicht das letzte Ziel ihrer Neugierde.

Verwirrt, in halber Betäubung, erreichten sie den Platz vor dem Tempel. Hier war es still. Die kaiserlichen Sklaven hatten die gaffende Menge verscheucht, denn die Kaiserin weilte drinnen.

Überwältigend war der Anblick, der sich Viktor und Waga darbot, als die ehegne Tempelpforte aufging. Viktor blieb zuerst wie angewurzelt auf der Schwelle stehen, als er eintrat, durchmaß er ein paarmal in raschem Gang den Kreis des Rundbaus, dann fing er an, die Einzelheiten zu betrachten. Die Götterbilder in den Nischen verursachten ihm Grauen und Schrecken, er ging an ihnen vorbei und ließ seine

Blicke langsam an den glatten Wänden, an den Säulen und Karhatiden hinaufgleiten, bis sie voll Verwunderung an dem Kuppelgebäude haften blieben, das mit vergoldeten Erzplatten belegt war. Durch die im Zenith angebrachte Öffnung fiel ein Lichtstrom herein und durchflutete den ganzen Tempel. Als sein Stauen sich gelegt hatte, kehrte er zu den Göttern zurück und zwang sich, ihnen in die steinernen Augen zu sehen. Es waren nachgemachte Menschen, und bald war die Furcht vor ihnen geschwunden. Vor einer Göttin stand eine verhüllte Gestalt. Er betrachtete sie von oben bis unten, sie machte eine ungeduldige Bewegung, und er wandte sich weg.

Waga machte zaghast ein paar Schritte in den Tempel hinein, dann versagten ihre Kräfte. Diese Offenbarung des römischen Geistes erfaßte sie mit Allgewalt, sie sank in die Knie und weinte. Als die erste Erschütterung vorüber war, erhob sie die Augen. Die feierliche Ruhe, die über dem Raum ausgegoßen war, verfehlte ihre Wirkung nicht, wie ein Gebet sprach das wunderbare Werk von Menschenhand zu ihrer Seele. Sie vergaß, wo sie war. Nicht fremd dünkte sie, was sie hier umgab, die Götterbilder verwandelten sich in Priestergestalten, die Säulen wuchsen und streckten sich zu den Fichten des heiligen Haines, die Kuppel erweiterte sich zum Himmelsgewölbe, und durch die Öffnung sah das Auge ihres Gottes herein. In andächtige Schauer versunken,

kniete sie hier in der Mitte römischer Götterbilder, wie in Rhätien am Opfertisch des heiligen Haines, und unbewußt floßen die heiligen Gesänge ihres Volkes von ihren Lippen.

Die verschleierte Frauengestalt näherte sich ihr und streifte im Vorbeigehen ihr Gewand. Sie bemerkte sie nicht und auch nicht ihren Bruder, der unwillig aufhorchte und sie nicht ganz sanft zur Wirklichkeit zurückrief, um den Rückweg anzutreten.

Als sie sich wieder im Straßengewühl befanden, fühlte sich Viktor erst recht aufgelegt, die Stadt nach Gutedanken zu durchstreifen. Die Sklaven warneten ihn, sich allein in die verschlungenen Straßen zu wagen. Auf einem freien Platz merkte er sich den Stand der Sonne und ein paar hochragende Gebäude, warf den Sklaven lachend einen rhätischen Gruß zu und war mit einem Satz in einem Gäßchen verschwunden.

Während Waga, in ihre Wohnung zurückgebracht, voll Sorge des Bruders harrte, erzählte Livia mit Genugtuung dem Dichter Ovid, die rhätische Jungfrau habe in der Tat im römischen Tempel ihren Gott gefunden.

Viktor traf zur Mittagszeit wieder glücklich in seiner Behausung ein.

Der Abend brachte Waga noch eine Überraschung. Wieder erschienen ein paar fremde Sklaven mit der Aufforderung, sich in den Palast des Tiberius zu be-

geben. Sie gehorchte ohne Widerrede. Die Sklaven führten sie nach dem Palatin durch Vestibulum und Atrium eines großen Hauses und hießen sie in eins der hintern Gemächer treten. Als der Türvorhang zurückgeschlagen wurde, erhob sich eine Frauengestalt vom Ruhebett und eine sanfte Stimme ließ sich vernehmen: „Salve, rhätische Jungfrau, sei gegrüßt in der Wohnung der Agrippina, der Gattin des Tiberius.“

Waga blickte stumm und überrascht in ein liebliches, jugendfrisches Gesicht, das sie gestern im Atrium der Kaiserin gesehen hatte.

„Du sprichst lateinisch, nun sage du auch: Sei gegrüßt, Herrin. Es ist römischer Brauch.“

Waga tat es, so sonderbar ihr die Aufforderung auch dünkte.

Agrippina fasste sie bei der Hand und zog sie zu sich auf das Ruhebett nieder, indem sie entschuldigend sagte: „Ich weiß, du bist eine Fürstin, so gut wie ich, aber du bist eine Besiegte, und es geht nicht anders, als daß du die Mitglieder des kaiserlichen Hauses als deine Herren anredest, besonders Livia.“

Dann fuhr sie fort, Waga sei auch ihr vom Feldherrn empfohlen und das genüge, um sie ihr lieb und wert zu machen. Sie möge keine Angst haben, sie werde sich ihrer nach besten Kräften annehmen. Weiter gab sie ihr aufführliche Maßregeln, sich das Wohlwollen der Livia zu erhalten, das sie gestern

merkwürdigerweise trotz ihres Widerspruchs gewonnen habe.

So viel Güte und Freundlichkeit lag im Wesen der jungen Frau, daß Waga das Herz aufging, und auch sie ohne Scheu von ihrem und ihres Volkes Schicksal erzählte. Agrippina hörte voll Teilnahme zu und bat sie inständig, das Beste zu hoffen, der Feldherr Tiberius wolle gewiß nur das Wohl des rhätischen Landes und das ihrige zugleich.

Waga kehrte heiter nach Hause zurück, der Tag hatte ihr Beruhigung gebracht.



Viertes Kapitel.

„Hilf, Jungfrau Waga, bevor ich verschmachte“, sprach Mato mit kläglicher Stimme, „ich kann nicht essen, nicht schlafen, nicht arbeiten, die Hitze in Rom ist unerträglich.“

Die drei rhätischen Frauen saßen zusammen in ihrem kleinen Atrium und spannen. Pechtiegel hatte sich zu ihnen gesellt und erzählte von den Löwen und Tigern der Arena, die sich bei der römischen Sommerhitze sehr wohl befanden und im Kampf größere Ausdauer zeigten, als im Winter.

„So hilf du mir, Pechtiegel, der du alles kannst“, wiederholte Mato.

„Iss diese Frucht“, erwiderte Pechtiegel mitleidig, ihr eine Apfelsine in den Schoß werfend, „lass dein rhädisches Kleid und lege eine römische Tunika an, dann wird die Hitze zu ertragen sein.“

Mato sah ängstlich nach Waga. Der Rat Pechtiegels schien ihr gut, aber sie durfte ihn nicht ohne

die Zustimmung Wagas befolgen. Diese warf Pechtiegel einen strafenden Blick zu, von dem er jedoch keine Notiz nahm, denn so groß seine Verehrung für die Druidenweisheit der Jungfrau war, so gering war seine Vorstellung von ihrer Einsicht in gewöhnlichen Dingen.

Er behauptete keck, das Klügste wäre, mit den Gewohnheiten der Heimat zu brechen, so lange man in Rom weile. Er hatte es schon getan. Zuerst hatte er seinen rhätischen Schopf geopfert, dann waren Kleidung und Arbeitszeit gefolgt, mit der rhätischen Sprache ging es etwas schwerer, obwohl er sich alle Mühe gab, sie gegen die römische zu vertauschen. Doch war es so weit gelungen, daß er jetzt schon mit aller Welt verkehren konnte. Unter Tränen, so behauptete er zu Waga, hatte er alle diese Opfer gebracht, und nach der Erleichterung zu schließen, die er darauf empfand, zürnten ihm die Götter der Heimat nicht. Daher empfahl er sie eifrig zur Nachahmung. Was er aber vor aller Welt sorgfältig verbarg, war, daß er in Rom am allsehenden Auge irre geworden war. Als er an einem heißen Julitag mit einem schweren Korb beladen, vom Markt heimkehrte, hatte es ihn mit so heimtückischem Blick verfolgt, daß er auf der Schwelle ohnmächtig zusammengebrochen war. Damals war er zur Einsicht gekommen, daß in diesem Land Jupiter Pluvius der wohltätigere Gott war. Er hatte sich heimlich in seinen

Tempel geschlichen und siehe da, am Abend war ein
wohltätiger Regen gefallen. Seither weihte er ihm im
Geheimen seinen Kult — nur in Rom. War es ihm
vergönnt, wieder nach Rhätien zurückzufahren, so
wollte er sich mit dem allsehenden Auge schon wieder
abfinden.

Mato fühlte sich auf den Genuss der Apfelsine
erfrischt und wollte sich in die Küche begeben. Bech-
tiegel aber mahnte: „Mato, du wirst niemals klug,
warte mit der Hauptmahlzeit bis nach Sonnenunter-
gang. Du wirst sehen, daß das Opfer dir durch gu-
ten Appetit vergolten wird. Kannst du denn deine
Begierde nicht zähmen? Muß gegessen sein, wenn
das allsehende Auge am höchsten steht?“

Mato begriff das und wartete, Waga erhob dies-
mal keine Einsprache. Favia hörte mit stumpfer
Gleichgültigkeit zu, die Spindel entfiel ihrer müden
Hand, sie ließ sie liegen. Waga ermahnte sie sanft,
sich zusammen zu nehmen und nicht dem Müßiggang
zu ergeben. Die arme Favia litt an der Krankheit
der Rhätier, welche sterben, wenn sie ihre Berge nicht
mehr sehen. Sie nahm ihre Spindel wieder auf und
drehte sie mechanisch.

Viktor, welcher den ganzen Vormittag unsichtbar
gewesen war, trat nun leichten Schrittes und in bester
Stimmung ins Atrium. Waga sah ihn mit entse-
tem Blick an; er trug wie Bechtiegel römisches Ge-
wandt, und seine goldene Mähne war unter der Hand

eines römischen Haarkünstlers gefallen. „Viktor“, kam es flagend über ihre Lippen.

„Schwester“, erwiderte dieser gelassen, „ich war müde, die römischen Straßenjungen durchzuprügeln, weil sie mich immer als Pferd behandelten. Übrigens stößest du dich an Kleinigkeiten, das Gift liegt nicht in diesem kühlen Linnen, sondern in den gelben Blättern, die dir täglich von Ovid zugesandt werden und in deinem Umgang mit ihm.“

Die Geschwister machten sich zuweilen gegenseitig Vorwürfe, daß sie in dem halben Jahr ihres römischen Aufenthaltes Römer geworden seien.

Viktor, der sich in der ersten Zeit in einem beständigen Rausch der Bewunderung befand, war ruhig geworden. Täglich machte er seine Gänge durch die ungeheure Stadt, und bald war sie ihm so vertraut geworden, wie der Wald in Ebodurum, in welchem er jeden Baum, jedes Felsstück kannte. Im Verwerfen oder Billigen einer ungewohnten Erscheinung besann er sich nicht lange, und niemals war er unentschieden, was er sich von römischem Leben aneignen oder von sich weisen wolle. Waga hielt hartnäckig an den Gewohnheiten der Heimat fast, sie lebte zurückgezogen und kannte die Stadt mehr aus den Erzählungen des Bruders und Ovids, als aus eigener Anschauung.

Livia hatte sie nicht wieder kommen lassen. Aber der Dichter Ovid war bei den nordischen Fürsten-

kindern — er und Agrippina nannten die Rhätier nie anders — ein häufiger Gast. Er vertrat bei Waga die Stelle des Sprachmeisters in Rhätien, gab ihr Unterricht in der lateinischen Sprache und machte sie mit der römischen Literatur vertraut. Die Sympathie, die er gleich für sie empfunden, war bald in lebhafte Bewunderung übergegangen, und wer weiß, wie weit sich diese gesteigert hätte, wenn die Rhätierin nicht immer so feierlich und unnahbar gewesen wäre, wie der Sternenhimmel, den sie anbetete. Seinen unterdrückten Gefühlen machte der Dichter in zarten Elegien Lust, die er in Untertänigkeit seiner hohen Gönnerin, der feinen Kennerin römischer Literatur, der Kaiserin Livia, unterbreitete. Diese fand sie bewunderungswürdig, gab ihm aber den Rat, die Blätter zu verbrennen, damit es ja nicht auf die Nachwelt komme, daß der Dichter Ovid eine Barbarin besungen habe. Ihr Rat war ihm Befehl, doch glaubte er das Recht zu haben, sich im Stillen darüber unglücklich zu fühlen, denn er war überzeugt, daß die Barbaren ihre Zukunft hatten. Waga hegte für den Dichter der Metamorphosen eine große Verehrung und legte sie offen an den Tag, ohne das Verhältnis der Schülerin zum Lehrer aus dem Auge zu lassen. Er rühmte sich in den Atrien vornehmer Patrizierinnen der Freundschaft der nordischen Fürstin, die an Bildung ihresgleichen suchte.

Biktor warnte die Schwester vor dem Dichter, der

sie ihrem Kult und Volk abwendig mache. Sie hielt ihm entgegen, daß er ihr nur die Wahrheiten verkündige, die für alle Völker und alle Religionen gleich seien, ja, sie behauptete, er erzeuge ihr den Umgang mit dem Druiden.

Während Waga jetzt über die betrübende Verwandlung, die mit Viktors und Pechtiegels Äußerem vor sich gegangen war, nachsann, wurde das Tor des Atriums aufgetan, Ovid trat herein und überreichte ihr lächelnd einen Brief. Sie konnte nicht hindern, daß eine jähre Freude sich ihrer bemächtigte, als sie das Siegel der Agrippina erkannte. Diese hatte sie oft nach ihrer Wohnung holen lassen und war sich in ihrer Liebe und Freundlichkeit stets gleich geblieben, ja, nach und nach hatte sich zwischen der Gattin des Tiberius und der Rhätierin unvermerkt ein inniges Verhältnis gebildet. Waga hatte sich schon oft Vorwürfe gemacht, daß sie der Römerin mit einer Zärtlichkeit gedachte, die nur einer Schwester zukam.

Sie durchschnitt den Faden, der zwei dünne mit Wachsfirnis überzogene Elfenbeinplättchen zusammenhielt und löste das Siegel sorgfältig vom Faden, um es nicht zu verderben. Dann las sie ohne Mühe die zierlichen Schriftzeichen, welche die Absenderin in den Wachsüberzug eingedrückt hatte.

Zu aller Überraschung teilte sie ihnen mit, daß Agrippina sie mit Genehmigung der Kaiserin auf einige Tage nach ihrem Landhaus einlade. Viktor er-

hob Einsprache, Ovid aber machte ihm Vorstellungen, daß es höchst unschicklich und unklug wäre, einen so großen Beweis der Huld zurückzuweisen.

„Melde dich frank“, sagte Viktor kurz.

„Wie, ich soll lügen und aus welchem Grunde?“ fragte Waga erstaunt.

„Wenn du nicht lügen willst, geh, wir leben nun einmal in der Sklaverei, welchen Namen sie auch trage“, erwiderte Viktor finster.

Am folgenden Morgen begleitete er sie vor die Stadt, wo die Sklaven der Agrippina mit einem Wagen ihrer harrten. Als Waga das lärmende Menschen gewoge hinter sich hatte, und sich die römische Campagna vor ihr ausbreitete, ging ihr das Herz auf. Einst war die Gegend öde und ungesund gewesen, wie ihr Ovid erzählt hatte, aber durch großartige Entwässerungsarbeiten wurde sie in einen herrlichen Garten verwandelt. So weit das Auge reichte, reihte sich Villa an Villa, so daß die Landschaft eine fortgesetzte Stadt genannt werden konnte, aber eine kostlich stille, in der unbekannte Blüten ihren Duft ausstreuten und Vögel sangen. Mit Staunen betrachtete Waga die fremden Gewächse mit ihren absonderlichen Formen und Färben. Auch diesen üppigen Pflanzenwuchs hatten die Römer geschaffen; sie verstanden der Erde zu gebieten, während die Rhätier den Naturereignissen machtlos gegenüberstanden und

sie fürchteten. Zum erstenmal wurde sie durch eine Kundgebung römischen Übergewichts nicht niedergedrückt, sondern erkannte sie als Wohltat an.

In dieser friedlichen Stimmung erreichte sie das Haus der Agrippina, das in einem schattigen Tale an der Via Flaminia lag. Es war von einem großen Garten umgeben, unter dessen dunkeln Taxusbäumen weiße Statuen hervorleuchteten und spielende Wasserstrahlen, die in Marmorbecken niederfielen, die Luft erfrischten.

Nicht weit vom Garteneingang saßen vor einem blühenden Blumenbeet zwei Frauen auf einer niedern Bank. Es waren Livia und Agrippina. Livia hielt ein zusammengelegtes Pergamentblatt in der Hand und sah ruhig und unbeweglich in die grünen Bäume, Agrippina schien verstimmt. Nicht umsonst. Die Ärmste hatte es sich schön ausgedacht, wie sie den herannahenden Wagen erspähen, der rhätischen Jungfrau entgegeneilen und sie als Freundin umarmen würde. Nun war ihr die ganze Freude durch Livia verdorben, die ebenfalls auf dem Lande weilend, sie unerwartet besucht hatte. Die Kaiserin hatte ihr zwar den Umgang mit der Rhätierin erlaubt, ja, diesen aus unbekannten Gründen sogar gefördert, aber sie hatte keine Ahnung von ihrem gegenseitigen innigen Verhältnis. Als Agrippina die Freundin in den Garten treten sah, spiegelte sich eine peinliche Verlegenheit in ihren Zügen. Sie durste sich nicht erheben und

suchte in tausend Ängsten nach ein paar Worten, um beiden gerecht zu werden.

Auch Livia mußte die Rhätierin bemerkt haben. Sie veränderte plötzlich ihre Stellung und rief der Zögernden freundlich entgegen: „Tritt nur heran, rhätische Jungfrau, die Gattin des Tiberius erwartet dich mit Ungeduld.“ Dann fuhr sie huldvoll fort, während sie das Pergamentblatt entfaltete, „die Nachricht, die ich in Händen halte, wird euch beiden wichtig sein, doch — wenn ihr zusammen im Garten spazieren gehen wollt, werde ich sie noch einmal lesen.“

Agrippina stand rasch auf, gesellte sich zu Waga und führte sie aus Hörweite der Kaiserin, während sie flüsterte: „Waga, verzeih, daß ich dich nicht besser empfangen habe, mein Rang gestattet es nicht anders.“

„Glaubst du, ich habe in Rom nicht so viel gelernt, um dies zu begreifen?“ erwiderte diese ebenso.

„Was sie nur im Schilde führt“, fuhr Agrippina fort, „sie ist den ganzen Morgen hier. Sieh, sie liest nicht, sie beobachtet uns, vielleicht will sie sehen, ob ich mich meinem Rang gemäß benehme.“ Mit diesen Worten erhob sie steif den Kopf und schritt in gemessenen Gange der Rhätierin voran.

Livia hatte in diesem Augenblick allerdings Anlaß, die kleine, bewegliche Gestalt ihrer Schwieger-tochter mit der hochgewachsenen, edlen der Rhätierin zu vergleichen.

Es mißiel Waga, daß Agrippina manchmal die

Handlungsweise der Kaiserin zu verdächtigen suchte. Niemals zwar war es bis zu einer Behauptung, einer Anklage gekommen, aber ein hingeworfenes Wort, ein unwillkürlicher Ausruf, ein Seufzer hatten ihr genugsam verraten, daß sie ihr mißtraute.

„Jetzt sagte Agrippina offen: „Man muß sich vor der Kaiserin in acht nehmen. Sie sieht und hört alles, viel mit den Augen und Ohren ihrer Untergebenen, am meisten mit den eigenen. Glaubst du vielleicht, daß sie dich nicht kenne? Sie läßt sich genau über dich unterrichten, durch Ovid, durch mich — ich freilich sage nur, was mir paßt.“

„Was sollte einer so mächtigen Frau an einer Besiegten liegen?“ erwiderte Waga ungläubig. „Wollte sie mich genauer kennen lernen, so könnte sie mich ja kommen lassen und selbst prüfen.“

„Sie hat sich bei deinem Empfang im kaiserlichen Atrium durch deine Erscheinung zu allzugroßer Leutseligkeit hinreißen lassen, nun weiß sie nicht, ob der Ton paßt, bevor der Feldherr kommt. Denn niemand weiß, was er mit dir und deinem Bruder vor hat jedenfalls nichts Schlimmes.“

Waga hatte letztere Bemerkung so oft gehört, daß sie darüber hinwegging. „Es tut mir leid, daß du an der Mutter deines Gatten zweifelst“, sprach sie fast im Tone des Vorwurfs.

Agrippina bückte sich über ein Beet und brach ein paar Blumen. „Nimm es als einen Beweis meines

Vertrauens, daß ich dir so viel gesagt habe. Ich bin sonst vorsichtig, vorsichtiger als Julia, die sie haßt und ihrem Haß offenen Ausdruck gibt. Kannst du dich der Julia erinnern? Die Welt nennt sie leichtfertig, aber sie ist gut, sie ist aufrichtig, ihr dürftest du sagen, was du denkst. Sollte dich aber Acte, die erste Kammerfrau der Kaiserin, ausforschen wollen, so hülle dich in Verschwiegenheit."

Diese Mitteilungen vermehrten bei Waga das Gefühl des Unbehagens. Die Mitglieder des kaiserlichen Hauses, der Feldherr Tiberius nicht ausgenommen, waren für sie mit dem Glanze der Erhabenheit umgeben, und sie mußte sich das Schicksal ihres Vaterlandes ins Gedächtnis zurückrufen, um den verlöschenden Widerstand gegen diesen Eindruck festzuhalten. Haß gegen die Unterdrücker Rhätiens schien ihr Ge-
bot, dennoch verlegte es sie, sie auf den Standpunkt menschlicher Kleinheit heruntergezogen zu sehen.

Agrippina erriet ungefähr, was in ihr vorging und fügte rasch hinzu: „Verwechsle nicht den Sohn mit der Mutter oder gar den Kaiser. Ich wollte, es wäre dir vergönnt, mit diesem zu reden, der Kaiser ist göttergleich.“

Waga schwieg, sie hatte ein unbestimmtes Gefühl der Furcht vor ihm, wie einst vor Rom und hoffte, ihm nicht vorgeführt werden zu müssen.

„Daß ich so viel zu dir plaudre“, begann Agrippina nach einer Weile wieder, „weißt du, was dir mein

Herz gewann? Als du zum erstenmal vor der Kaiserin standest, du, die Besiegte, Gefnechtete, ließest du dich durch ihre Macht und Herrlichkeit nicht einschüchtern, sondern gabst dich als Rhätierin. Damals sagte ich zu Julia: Die ist echt, und Julia war meiner Ansicht.“

„Du übertreibst an mir das Gute, an der Kaiserin das Schlimme“, sagte Waga.

Agrippina reichte ihr die schönsten Blumen, die sie in der Hand hielt mit den Worten: „Vergiß, was ich über Livia gesagt habe.“ Sie schien noch etwas auf dem Herzen zu haben. Zaghast, fast schüchtern fing sie wieder an: „Ovid behauptet, du seist eine Druidin, sage, daß es nicht wahr ist, die Druiden sollen entsetzliche Menschen sein.“

„Die Römer haben ein Vorurteil gegen uns“, erwiderte Waga rasch. „Die Druiden sind die Lehrer und Leiter unseres Volkes.“

„Ist es wahr, daß bei euch noch Menschenopfer vorkommen?“

Waga sah vor sich nieder. Was sie der Wahrheit gemäß hätte antworten können, wäre der Römerin unverständlich gewesen. „Ist es nicht eine edle Tat, sich um eines großen Ziels willen des Liebsten zu entäußern, was man besitzt?“ fragte sie dagegen. „Und haben die alten Römer nicht auch Menschen geopfert, um den Zorn ihrer Götter zu befriedigen?“

„Die alten Römer“, rief Agrippina fast unwillig, „wer denkt noch an sie anders als etwa Dichter und Gelehrte. Laß dir nicht immer von Ovid die alten Geschichten von ihren Tugenden und Taten aufwärmen, treibe dich auch nicht in ihren abscheulichen Tempeln herum, die am Zusammenfallen sind. Besuche das Marsfeld, Arena, Zirkus und Theater, wo das volle Leben der Gegenwart sich offenbart, und sei, was du bist, ein junges Mädchen.“

Waga machte Agrippina darauf aufmerksam, daß die Kaiserin sich erhoben habe und sich ihnen nähere. Agrippina ging ihr rasch entgegen, Waga folgte in bescheidener Entfernung.

„Agrippina“, rief ihr Livia zu, „was ich dir zu sagen habe, ist, daß Tiberius zurückkommt, Pannonen ist unterdrückt.“

Bei diesen Worten sah sie aber nicht auf Agrippina, sondern auf Waga. Diese erhebte. Der Eindruck, den die Mitteilung auf Agrippina hervorbrachte, war der erwartete, sie brach in lauten Jubel aus. Die Kaiserin verabschiedete sich huldvoll von beiden und bald sah man ihre purpurausgeschlagene Sänfte hinter den Bäumen verschwinden.

Waga war still. Wieder hatte der eiserne Fuß Roms ein Land zertreten, Rom war allmächtig. Agrippina rannte im Garten herum, riß eine Masse Blumen weg, die sie in die Lüfte hinauswarf und rief in einem fort: „Er kommt.“ Dann kehrte sie zu

Waga zurück, nahm sie bei der Hand und fragte:
„Warum freust du dich nicht mit mir?“

Diese begegnete ihr mit einem Blick stillen Vorwurfs.

Agrippina mäßigte ihren Jubel und sprach sanft verweisend. „Läßt endlich dieses Räätien und lerne begreifen, daß Rom die Welt beherrschen muß.“ Dann zog sie sie auf die Bank nieder, auf der die Kaiserin gesessen und erzählte von ihrer unendlichen Liebe zu dem Manne, dem ihr Herz alle Attribute menschlicher Vollkommenheit beimaß.

Waga hörte stumm zu. Eine neue Seite des Lebens ging vor ihr auf, und es schien ihr tadelnswert, daß Agrippina ihr das ganze Sein einräumte. Darum sagte sie endlich: „Es betrübt mich, daß du an einem Sterblichen mit der Liebe und Verehrung hängst, die einzig den Göttern zukommt. Wie, wenn du ihn verlieren müßtest?“

„Ihr Götter, Waga, hast du etwas gehört?“ rief Agrippina voll Entsetzen auffringend, während sich eine tödliche Blässe auf ihre Züge legte.

„Was soll ich gehört haben?“ erwiderte Waga, über die Wirkung ihrer Worte selbst erschrocken. „Ist der Feldherr nicht sterblich wie andere Menschen?“

„Ach so“ — Agrippina setzte sich und ihre Wangen fingen an, sich langsam wieder zu färben. „An einer solchen Bemerkung erkenne ich, daß du keine

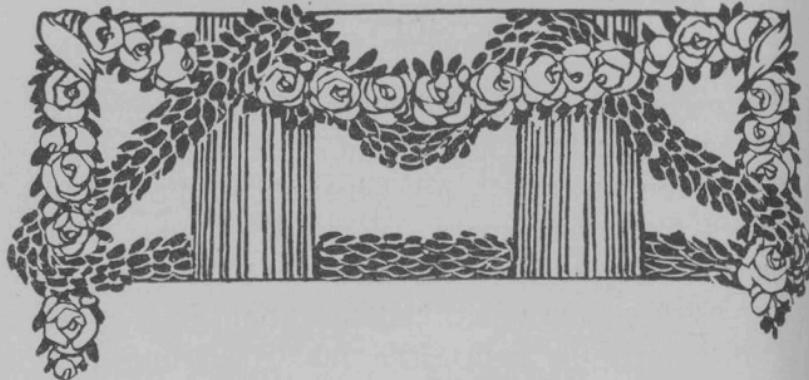
Römerin bist, du bist arglos — man hat manchmal so törichte Ängste, so törichte Träume.“ —

Der Mittag glühte über den Kronen der Bäume und selbst im Schatten wurde die Luft unerträglich heiß. Die beiden Frauen begaben sich ins Haus. Agrippina wurde daran erinnert, daß es Zeit sei zu speisen. Sie zog Waga ins Triflinium und das Unglaubliche geschah, die Schwiegertochter der Kaiserin aß mit der Barbarin am gleichen Tisch. Die Sklaven durften ihrer Entrüstung darüber nicht offenen Ausdruck geben, aber diejenigen, denen die Bedienung oblag, waren wütend über die Schmach, die ihnen wiederfuhr und klagten beim ersten Anlaß Acte ihr Leid.

Waga war durch das Neue, überraschende, daß ihr im Landhaus der Agrippina entgegentrat und durch die unverhüllten Kundgebungen dieser selbst hingerissen. In seltener Bewegung erhob sie am Abend die Augen zu ihren Göttern und erbat sich von ihnen Ruhe. Beging sie ein Unrecht an Rhätien, daß sie sich so in römisches Leben vertiefe?

Plötzlich tauchte die Gestalt des Druiden vor ihr auf. Was würde er sagen, wenn er wüßte, daß sie mit versöhnlichen Gedanken gegen Rom unter dem Dach der Agrippina weilte? Noch nie hatte sie Anlaß gehabt, ihm Nachrichten zukommen zu lassen. Nun hatte ihr gestern Ovid mitgeteilt, daß es ihm vielleicht gelingen würde, einen Brief nach Rhätien zu be-

fördern, wenn er Unverfängliches enthalte. Sie ließ sich von einer Kammerfrau Schreibmaterial bringen und besann sich, wie sie den Eindruck, den sie von der ewigen Stadt empfangen, wiedergeben könnte, ohne ihn zu verlezen. Aber das Rohr, das sonst so rasch über das Pergamentblatt hinslog, entzank ihrer Hand. Traurig griff sie nach Stift und Elsenbeintäfelchen und drückte in den Wachsüberzug die Worte ein: Rom ist groß und herrlich, aber mein Herz weilt in Rhätien.



Fünftes Kapitel.

Tiberius, der Besieger Rhätiens, war, nachdem er auch in Pannonien Ruhe hergestellt hatte, zurückgekehrt und befand sich mit seinem Heer auf dem Marsfeld. Die Stadt hatte alle Anstalten getroffen, ihm in Anerkennung dafür, den kleinen Triumph zu bereiten; der große mit Errichtung des Bogens zum ewigen Andenken an den Sieger war für den Fall der vollständigen Unterwerfung Germaniens vorgesehen.

Agrippina war so glücklich, daß sie ansing, sich vor dem Zorn der Götter zu fürchten. Sie äußerte zu Waga, sie wisse nicht, wodurch sie den Vorzug verdient habe, die Gattin des herrlichsten aller Menschen zu sein. Ein Schatten nur fiel in ihre selige Freude; es war der Gedanke, daß die beiden Rhätier vielleicht das Schicksal besiegter Fürsten teilen müßten, im Festzug als Schaustücke aufgeführt zu werden. Sie fühlte sich ohnmächtig, diese Schmach

von ihnen abzuwenden. Denn bei der ersten An-
deutung darüber, die sie sich in Gegenwart der Kaiserin
erlaubte, hatte ihr diese einen jener gebieterischen
Blicke zugeworfen, welche Stillschweigen bedeuteten.
Vom Kaiser war nichts zu erreichen, das wußte sie,
die rhätischen Häuptlingskinder waren für ihn zu un-
bedeutend, als daß er sich mit ihnen hätte befassen
mögen, deshalb überließ er die Entscheidung jeden-
falls seiner Gemahlin, der sie empfohlen waren.

Agrippina betete zu den Göttern, daß sie die
Rhätier vor solchem Unglück bewahren möchten und
vermied in den nächsten Tagen Waga, um ihr nicht
Rede stehen zu müssen. Am Morgen des Festtages
erfuhr sie, daß die beiden Rhätier auf Befehl Liviias
hergeholt, und Waga sofort der Kammerfrau Acte
übergeben worden war. Sie selbst erhielt die Ein-
ladung, sich der kaiserlichen Familie anzuschließen,
um sich mit ihr nach dem Circus maximus zu be-
geben.

Der Festzug trat vom Marsfeld durch die Porta
triumphalis in die Stadt und nahm seinen Weg,
den Palatin umkreisend, durch Circus maximus und
Forum romanum nach dem Kapitol. Der Zirkus
lag in der Tiefe zwischen dem palatinischen und aven-
tinischen Hügel an der Stelle, wo Romulus die Spiele
gab, während welcher der Raub der Sabinerinnen
vollführt wurde. Noch immer fanden dort die Spiele
statt, die in ihrem Gemisch von ausgelassener Freude,

blendendem Gepränge, und religiöser Feierlichkeit dem Römer Bedürfnis und höchster Genuss waren. An den Abhängen der beiden Hügel zogen sich terrassenartig die in drei Stockwerke verteilten mit Galerien umzogenen Zuschauerräume hinan, welche einige hunderttausend Personen fassen. Die oberste Galerie lehnte an die Kaiserpaläste, deren Aussicht den ganzen langgestreckten Platz des Zirkus beherrschte.

Die Kaiserfamilie stieg vom palatinischen Berg in den Zirkus und betrat das Pulvinar, einen Bau in der Mitte, der für die Götter und ihre Insignien bestimmt war und nur bei großen Feierlichkeiten von der Kaiserfamilie benutzt wurde. Agrippina empfand einen heiligen Schauer, als sie den Fuß in den geweihten Raum setzte. Noch nie hatte sie ihre Zugehörigkeit zur kaiserlichen Familie als Würde empfunden, heute war sie ihrer Stellung bewusst, und in dankbarem Stolz ließ sie den Blick in die Runde schweifen.

Der Zirkus bot einen über alle Beschreibung prächtigen Anblick. Blumengeschmückt saßen hunderttausende von Menschen im Zuschauerraum, Verspätete durchschritten den Platz, stiegen die Terrassen hinan und beeilten sich, ihre Sitze einzunehmen. Wie lebendige Menschenzeilen zogen sich die dichtbesetzten Sitzreihen an beiden Abhängen hin. Zwischen einem Meer von Lorbeer, Myrten und Rosen blitzten Gold und Edelsteine auf, Pfauen und Straußenwedel be-

wegten sich auf und nieder, und unter der gelösten Toga schillerte die Festkleidung in allen Farben des Regenbogens.

Über dem Volke erhaben und diesem an seinem Freudentag doch teilnehmend nahe gerückt, standen die Götter, die von den Tempeln herausgeschafft worden waren. Von ihren bekränzten Altären erhoben sich aus Rauchgefäßen Wohlgerüche, welche die Luft durchschwängerten. Das Gemurmel der ungezählten Menge durchflutete wie sanfter Wogen schwall den ganzen Zirkus, hie und da von Ausrufungen der Erwartung, der Freude, der Ungeduld übertönt.

Agrippina konnte sich nicht satt sehen, galt doch alles dem einen, den ihr Herz ungeduldig herbeisehnte. Überrascht blieb ihr Auge auf der Sitzreihe der kaiserlichen Freigelassenen stehen. Von diesen abgesondert standen auf einer erhöhten Stufe weit sichtbar und durch ihre rhätische Kleidung kenntlich Viktor und Waga. Auch sie waren festlich geschmückt, deutlich unterschied Agrippina die dunkeln Bronzeringe an Armen und Beinen und den funkelnden Goldreif, der das lang herabwallende Haar der Jungfrau zusammenhielt. Viktor trug wie die kaiserlichen Freigelassenen den Hut der Freiheit auf dem Kopf. Eine jähre Freude durchzuckte sie bei diesem Anblick, aber sie schwieg.

Plötzlich erscholl von einem Patriziersitz der Ruf: die rhätischen Häuptlingskinder, seht, seht, sie sind

frei. Tausende von Blicken suchten und fanden sie, ja, sie waren frei; diese wilden Menschenkinder waren durch die Kunst des Feldherrn Tiberius bevorzugt, also der Beachtung wert. Grüße und Blumen flogen ihnen zu. Viktor fing letztere auf und schmückte seinen Hut damit, Waga senkte den Kopf und erhob ihn nicht wieder.

Livia machte den Kaiser auf die beiden Rhätier aufmerksam. Er sah hinauf und widmete ihrem Schicksal ein paar wohlwollende Worte. Dann rühmte er die Vorsorge der Kaiserin, welche das kleinste nicht vergaß und sich beim Feldherrn Tiberius Verhaltungsmaßregeln die beiden betreffend eingeholt hatte. Der Feldherr hatte ihr vom Marsfeld aus berichtet, er habe den Häuptlingskindern schon in Rhätien die Freiheit geschenkt, und sie möge nach Gutedünken mit ihnen verfahren.

Ein dumpfes Getöse verkündete das Herannahen des Festzuges, bald ließen sich schrille Töne unterscheiden, die sich zu sinnverwirrender Musik steigerten. Bald auch erschien am Eingang des Zirkus die Spitze des Zuges, und deutlich vernahm man die Lieder der Sänger, die ihre Stimmen mit den Klängen der Musiker zum Preise des Triumphators vereinigten. Dann wurde das geschmückte Opferlamm sichtbar, das von Patrizierknaben geführt wurde. Die Zuschauer erhoben sich von ihren Sitzen, fielen in den Gesang ein, und gewaltig, wie die Stimme Jupiters, donnerte

der Ruf: Triumph, Triumph durch den ganzen Cir-
kus und hallte von den Marmorwänden der Paläste
wieder, welche beide Hügel krönten.

Leute, die sich an den großen Triumph des Kai-
sers nach der Schlacht von Actium erinnerten, be-
haupteten, dem Opfertier müßten erbeutete Schäze
und die Kronen der besieгten Herrscher folgen. Aber
nichts dergleichen war in Rhätien zu holen gewesen,
wohl aber trat eine Reihe martialischer Gestalten in
Ketten auf, die durch starkknöchigen Gliederbau und
stahlharte Sehnen für die Römer eine wahre Augen-
weide waren. Es waren gefangene Rhätier, die zu die-
sem Zweck auf dem Marsfeld stationiert worden waren.
Hierher hätten Viktor und Waga ohne die Großmut
des Feldherrn gehört. Agrippina schauderte, wenn sie
sich dieselben an der Spitze der traurigen Schar dachte.
Als die Gefangenen am Pulvinar vorüber waren, ver-
stummte die Siegesmusik, und süß und sanft ertönten
die Versöhnungsweisen der Flöten- und Citerbläser.
Dazu schwangen buntgekleidete Jünglinge Rauch-
gefäß, aus welchen Wolken von Wohlgerüchen auf-
wirbelten, die den Triumphator halb verhüllten. Als
sie sich verzogen, zeigte sich dieser hoch zu Roß in
golddurchwirkten Gewändern, den Myrtenkranz, der
dem kleinen Triumph zufam, um die Schläfen, das Ge-
sicht nach altrömischer Sitte mit Mennige bemalt und
am Hals ein Amulet gegen den Neid. Letzteres wäre
nicht nötig gewesen, denn heute war der noch jugend-

liche Feldherr, der, wenn es nach dem Wunsch der kaiserlichen Mutter ging, einst den Herrscherstab über die Welt schwingen würde, nicht beneidet, sondern bewundert. Vor dem Pulvinar senkte er grüßend den elsenbeinernen Stab, den er in der Hand hielt und ritt vorüber. Nicht der kleinste Zug an ihm verriet die Bewegung, die er beim maßlosen Jubel des Volkes angesichts der kaiserlichen Familie empfinden mußte. Nach dem Triumphator bemerkte man im Zug die Kinder der Julia und des Agrippa, Enkel des Kaisers. Sie waren durch Blumengewinde verbunden, und ihre Wangen erglühten vor Freude über die Ehre, die ihnen widerfuhr. Julia biß sich bei diesem Anblick auf die Lippen und drückte Agrippina so stark die Hand, daß diese fast auffschrie. Die Anordnung, ihre Kinder an Stelle des abwesenden Drusus, Bruders des Tiberius, aufzutreten zu lassen, war von Livia ausgegangen. Den Kindern folgte ein vergoldeter Wagen, von vier schneeweissen Stieren gezogen. Der Kaiser erhob sich und schritt unter der atemlosen Stille der Menge die Stufen des Pulvinar hinunter und bestieg, von dienenden Knaben umgeben, den Wagen. Ihm lag als Pontifex maximus die Leitung der religiösen Handlung auf dem Kapitol ob. Auch Livia erhob sich und wartete stehend auf der obersten Stufe, bis der Wagen sich in Bewegung setzte. Sie bewahrte wie ihr Sohn vollkommene Ruhe; die Freude, das Glück dieser Stunde verschloß sie in ihrem Mutterher-

zen und zeigte sich dem Volke im Ausdruck milder Erhabenheit. Dem Wagen folgten sechshundert Senatoren, meistens Greise, in der weißen Toga mit dem Purpurstreifen und dem elfenbeinernen Halbmond auf dem Schuh, den Attributen ihrer senatorischen Tracht. Der Mann, der hinter ihnen einhertrat, hätte unter andern Umständen die Lachlust der Römer herausgefordert, aber nicht jetzt. Er trug rhätische Kleidung und einen Tiegel in der Hand, aus welchem rote und blaue Flammen züngelten und ein unbekannter Geruch emporstieg, der neben den römischen Wohlgerüchen hartnäckig seinen Platz behauptete. Es war rhäisches Harz.

„Viktor schrie: „Ihr Götter, Waga, Pechiegel hat sich unter die Senatoren eingeschlichen.“

Als der Zug in das Forum romanum einbog, stimmten die Sänger und Musiker wieder die Siegesweise an, die Zuschauer stiegen von ihren Sitzen und begleiteten als ein nie enden wollender Schweif den Zug, und vom Zirkus zum Kapitol erdröhnte der einzige Ruf: Triumph, Triumph!

Auf dem Kapitol fand unter großer Feierlichkeit die religiöse Handlung statt, bei welcher dem Jupiter das Dankesopfer dargebracht wurde. Darauf zog sich der Kaiser zurück. Tiberius aber mußte dem Gastmahl beiwohnen, das er an seinem Ehrentag den Senatoren gab.

Die kaiserliche Familie stieg wieder auf den Pa-

latin. Agrippina war so glückerfüllt, daß sie der Kaiserin gern ihren Dank für die vorsorgliche Güte gegen die Rhätier dargebracht hätte. Aber diese hatte heute etwas so Abweisendes, daß sie sich ihr nicht nähern durfte.

Es wurde Abend. Lärmende Musik und das Auf-
tauchen von Fackeln verkündeten die Rückkehr des
Triumphators vom Kapitol. Vor dem kaiserlichen Pa-
last zog sich das Volk zurück und fing an sich zu zer-
streuen. Die öffentliche Feier war vorüber.

Tiberius betrat ganz allein den Palast. Er schritt
grüßend durch die Reihen der tausend Sklaven, die
das Vestibulum füllten und ihr gedämpftes salve do-
minus erschallen ließen, das sich im Atrium fort-
pflanzte. Hier schlug ein rhätischer Gruß an sein
Ohr, und sein Blick fiel auf Viktor, dessen offenes
Gesicht in diesem Augenblick nichts als redliche Freude
verriet. Daneben stand die Schwester todesbleich, das
Auge unbeweglich zu Boden gesenkt, die einzige, die
an seinem Ehrentage keinen Laut des Willkommens
über die Lippen gebracht hatte. Er eilte an ihnen
vorüber in das offene Tablinum, hauchte einen Kuß
auf die Stirne der kindlichen Gattin und flog in die
Arme der kaiserlichen Mutter. Was sich weiter drin-
nen abspann, blieb den Blicken der draußen Stehen-
den verborgen, denn die Türen wurden geschlossen.

Viktor und Waga waren im Atrium neben den
Freigelassenen, die im kaiserlichen Haushalt wichtige

Ämter bekleideten, aufgestellt, eine Kunst, die den Lebtern sehr überflüssig erschien. Dennoch ließen sich einige herab, ein paar freundliche Worte an sie zu richten.

Viktor war sich heute bewußt, die Stütze der ältern Schwester zu sein. Sie war bei der fortgesetzten Schausstellung in Jammer und Scham ganz aufgelöst und drängte mit Mühe die Tränen zurück. Viktor behauptete, der heutige Tag habe in ihrer Lage keine Änderung gebracht, er habe nie vergessen, daß sie römische Sklaven trotz dem Hut der Freiheit noch immer seien. Dennoch könne er ein Gefühl der Dankbarkeit nicht unterdrücken, daß Tiberius ihr Sklavenleid so günstig gestaltet habe. Dann tröstete er sie mit der Hoffnung, daß sie wahrscheinlich zur Rückkehr nach Rhätien bestimmt seien, um sich dort den Römern nützlich zu machen, was hauptsächlich dem eignen Volk zugute kommen solle. „Wir haben in Rom viel gelernt, was wir in Rhätien verwerten können, — aber nicht von Ovid“, fügte er trocken hinzu, als er ihre Ungläubigkeit bemerkte.

Das Atrium begann sich zu füllen. Senatoren, Patrizier und Patrizierinnen, die Freunde undAlien-ten des Hauses, und alle diejenigen, die sich für berechtigt hielten, vom Triumphator einen Blick zu erhaschen, strömten herein. Als das Atrium keinen Raum mehr bot, wurden die Türen aufgetan, und sie verbreiteten sich in die weitläufigen Säulengänge des

Cavum und Peristylum. Es war eine gemischte Gesellschaft. Kaiser Augustus, welcher von seinen römischen Mitbürgern zur höchsten Würde erhoben worden war, hielt darauf, seiner Haushaltung einen bürgerlichen Zuschnitt zu geben, und keiner, der durch Tugend oder Talent hervorragte, blieb von seinem Atrium ausgeschlossen. Manche Patrizierin sprach im Vorübergehen ein freundliches Salve zu Waga und unterdrückte ihre Neugierde, sie wie ein Wundertier oder ein seltenes Gewächs von oben bis unten zu mustern.

Es dauerte nicht lange, da trat Livia an der Seite des Kaisers aus dem Tablinum, von Tiberius, Julia und Agrippina gefolgt. Waga hatte Mühe, die Kaiserin wiederzuerkennen. Der familienhafte Zug, den sie bei der ersten Vorführung an ihr bemerkt hatte, war verschwunden. Außergewöhnliche Schönheit, die Gewalt des Ausdrucks und eine hoheitsvolle Haltung gaben ihrer Erscheinung etwas Bezwingerdes. Der Kaiser führte sie zu ihrem prachtvollen Ruhesitz zwischen den Laren, wo sie sich mit Julia und Agrippina niederließ. Dann mischte er sich mit Tiberius unter die Menge. Ovid hatte Waga viel von der Leutseligkeit des Kaisers erzählt, durch die er sich alle Herzen gewann. Nun sah sie, wie er bald zu einem Senator, bald zu einem einfachen Bürger ein paar freundliche Worte sprach, auch an den Freigelassenen nicht achtlos vorüberging und schließlich bei Ovid

stehen blieb, mit dem er sich in ein längeres Gespräch einließ.

Der Feldherr näherte sich seiner Mutter, und diese flüsterte ihm etwas ins Ohr, worauf er sich an Julia wandte, die sich zögernd erhob. Sie standen aufrecht nebeneinander, die Kinder des Kaiserpaars, die sich Geschwister nannten und doch keine verwandtschaftliche Ähnlichkeit hatten, beide in Jugend und Schönheit prangend. Als sie dem Beispiel des Kaisers folgend, leutselig grüßend durch das Atrium schritten, sah ihnen manches Auge voll Bewunderung nach, und mancher Mund flüsterte: „Ein herrliches Paar zum Herrschen geboren“. Auch Agrippina erhob sich und verschwand in einer Tür.

Julias Gemütsverfassung hatte heute verschiedene Phasen durchgemacht. Der Zustand des Agrippa war schlimm, sie hatte sich mit ihm eingeschlossen und wollte mit ihm sterben. Auf seine Bitten war sie widerwillig dem kaiserlichen Vater zum Fest gefolgt. Aber im Laufe des Tages hatte sie Anlaß gehabt, sich durch die Anordnungen der allvermögenden Livia dermaßen zu ärgern, daß der Gedanke an den Gatten in den Hintergrund getreten war. Nach und nach erwachten im Festttumult die alten Geister und verscheuchten Ärger und Traurigkeit. Jetzt war sie im Atrium von wogendem Gesellschaftsleben umgeben und siehe da, sie sprühte von Lebenslust und überschüttete die ganze Welt mit Liebenswürdigkeit.

Tiberius wollte an den Rhätieren vorübergehen, denn er hatte im Sinn, später allein mit ihnen zu reden, aber Julia rief Viktor fröhlich entgegen: „Kennst du mich noch, junger Mann? Du hast mir bei deinem ersten Aufstreten eine kostliche Stunde bereitet.“

„Wie sollte ich nicht?“ antwortete dieser, ohne sich lange zu besinnen, „du hast mich tüchtig ausgelacht, als ich deinen Jungen auf meinem Nacken reiten ließ.“

Dem Feldherrn war es, als ob er in der schwülen Luft des Atriums plötzlich einen frischen Berghauch verspüre. „Kennst du mich auch noch?“ fragte er mit einem Lächeln.

„Du bist nicht gewachsen, obwohl du Pannonien unterdrückt hast.“

„Brav, Viktor“, lachte Julia, „du bringst im kaiserlichen Atrium Dinge zuwege, die keinem Römer gelingen dürften.“

„Und du bist nicht zahmer geworden, obwohl du gewachsen bist, und deine hohe Gestalt hätte den Zug der Rhätier schön geschmückt.“

„Der Hut, den ich auf dem Kopfe trage, gefällt mir besser, als die Ketten der armen Rhätier.“

Das war kein Berghauch mehr, sondern ein Windstoß aus Rhätien. Tiberius wandte sich an Waga. „Sieh da, die Druidin. Ich bin erstaunt, daß du

in der Stadt der tausend Tempel vor Erhabenheit nicht längst gestorben bist.“

Diese Anrede mißfiel Julia höchstlich. Sie hatte einen Einfall und war gewohnt, ihren Einfällen zu folgen. Mit einem herausfordernden Blick maß sie den Feldherrn, warf einen übermütigen nach Livia zurück und ließ einen verächtlichen über die ganze Gesellschaft gleiten. Dann sprach sie laut: „Lieber Tiberius, geh du zu deiner Mutter und überlaß mir diese herrlichen Menschenkinder, die zu deinen schönsten Eroberungen gehören. Ich möchte sie näher kennen lernen.“

Tiberius maß ihren herausfordernden Blick mit einem eisig kalten und sprach im Gegensatz dazu: „Den Frauen ist es immer erlaubt, ihrem guten Herzen zu folgen.“

Darauf wandten sich Julia und Tiberius in gegenseitiger Abneigung von einander. Sie aber legte die Hand auf die Schulter Wagas und sagte sanft und liebkosend: „Fürchte dich nicht, rhätisches Mädchen, ich bin die Kaiserstochter und kenne dich durch Agrippina und Ovid, komm du mit mir.“

Waga folgte ihr schüchtern und beklommen an Gruppen von Senatoren und Patriziern vorüber, um die Laren und den Ruhesitz der Kaiserin, ins Cavum und Peristylium und dann wieder zurück. Als sie in die Nähe Ovids kamen, der sich jetzt allein befand, sagte Julia boshaft: „Sieh da, Ovid, Stern erster,

Größe, vor lauter Licht hast du heute abend die kleineren Sterne übersehen. Rücks ein wenig auf die Seite, damit wir uns zu dir setzen können.“ Und Waga saß unvermutet zwischen der Kaiserstochter und dem Dichter, die ihr beruhigende Worte zuflüsterten. Sie hatte das Gefühl, daß sie bei guten Menschen war und ihre Angst sinken an, sich zu lösen.

Während Livia wie eine milde Sonne strahlte, legte sich ein leiser Schatten auf das Gesicht des Kaisers. Ohne sich darüber auszusprechen, begriffen beide, daß es nur einen Weg gab, das unziemliche Betragen der Kaiserstochter vor der Gesellschaft zu vertuschen. Livia ließ Ovid den Befehl zukommen, ihnen die Rhätierin zuzuführen. Der Kaiser sprach huldvoll und allen vernehmlich: „Rhätierin, du hast vielleicht einen schweren Tag gehabt. Aber bedenke, daß du zu den wenigen besiegten Fürstinnen gehörst, die durch Unterwerfung gewinnen statt verlieren. Lerne in Rom, was zu lernen ist, so wirst du auch als römische Untertanin eine Zierde deines Landes sein.“

Der Zauber, den der Kaiser auf jedermann auszuüben verstand, verfehlte auch auf Waga seine Wirkung nicht. Sie antwortete dankbar in den reinen Akzenten Ovids: „Niemals werde ich Rom auslernen, aber alles Gute, was ich mir hier aneignen kann, soll zum Wohl meines Volkes angewendet werden. Und ist es mir vergönnt, nach Rhätien zurückzukehren, so werde ich niemals vergessen, daß die Großmut

des Siegers mir ein besonders gütiges Geschick bereitet hat."

Tiberius, der neben dem Kaiser aufrecht stand, horchte auf. Das hatte er nicht erwartet.

Der Kaiser machte eine entlassende Handbewegung, und Ovid führte Waga zu ihrem Bruder zurück und verließ sie den ganzen Abend nicht mehr. Während es um sie herum wisperte und schwirrte, fragte Waga leise, wo Agrippina sei, und Ovid antwortete noch leiser, sie sei verschwunden, es sei ein entsetzlicher Abend für sie.

Waga glaubte ihn missverstanden zu haben.

Am nächsten Morgen sprach man in ganz Rom von der Rhätierin, die durch die Ansprache des Kaisers plötzlich berühmt geworden war. Unterdessen weilte der Feldherr Tiberius bei seiner Mutter und nahm ihre Weisungen für sein nächstes Verhalten beim Kaiser entgegen. Tiberius hielt im Ganzen ihre Ratschläge für gut und weise, im Stillen marktete er etwas von der Unterwürfigkeit ab, die sie ihm zur Pflicht machte. Die gestrige Begeisterung der Römer hatte ihn belehrt, daß es Zeit sei, mit seiner Persönlichkeit hervorzutreten. Als sie sich in der Hauptache verständigt hatten, machte er der Mutter einen bescheidenen Vorwurf, daß sie seiner Frau den Umgang mit der Rhätierin gestattet habe.

„Lieber Sohn“, erwiderte die Kaiserin, „eher

könnte ich dich fragen, wozu du den beiden Rhätiern so außerordentliche Großmut bewiesen hast.“

„Das ist doch einfach. Um sie zu römischen Untertanen zu machen, die uns bei der Romanisierung Rhätiens helfen sollen.“

„Nur das? bemerkte die Kaiserin. „Das hätte so großer Verschwiegenheit nicht bedurft.“

Tiberius fühlte sehr wohl, daß sie noch andere Gründe vermutete, ihr Scharfblick verletzte ihn, um alles in der Welt hätte er seine Schwachheit für Rhätien und die Häuptlingskinder nicht verraten mögen.
„Und wäre auch kaum der Mitteilung wert gewesen, Mutter.“

„Gut, mein Versehen soll vor der Welt dennoch eine Entschuldigung haben“, sprach sie nicht ohne Schärfe. „Du hast die rhätischen Häuptlingskinder zur Erziehung nach Rom geschickt, und deine Frau, die ein Kind ist, betrachtet diese Erziehung als eine angenehme Spielerei. In Wirklichkeit ist es anders“, fügte sie nach einer Weile hinzu, „Waga soll durch Tugend und Geistesgaben so ausgezeichnet sein, daß Agrippina von ihr lernen wird.“

„Mutter!“

„Und wenn sie nicht so häßlich wäre —“

„Wer?“

„Waga“ — Livia beobachtete ihren Sohn genau, „so würde ich trachten, sie mit einem Römer zu verheiraten.“

„Sie ist eine Druidin“, fuhr Tiberius auf.

„Wenn wir wollen“, erwiderte sie gelassen. „Und damit niemand an der Unfehlbarkeit der Kaiserin auch im Kleinsten zweifle, wünsche ich, daß Agrippina den Umgang mit der Käthierin fortsetze. Nun geh, mein Kind, verschwinde, bevor der Kaiser kommt, damit er deine erste Unterredung mit ihm für eine unmittelbare Halte.“



Sechstes Kapitel.

Die arme Favia war gestorben. Am Tage des Triumphzuges hatte Mato sie beredet, sich mit ihr den Zuschauern im Zirkus anzureihen. Sie hatte sich die Herrlichkeit angesehen und war trauriger als zuvor nach Hause zurückgekehrt. Als Pechtiegel am Abend mit einer Miene, als ob der Triumphzug ihm selbst gegolten hätte, ins Atrium trat und von den Erfolgen erzählte, die er auf dem Kapitol mit seinen Pechkünsten erzielt hatte, wurde er von Mato mit Vorwürfen über seinen Verrat an Rhätien überschüttet, Favia verlor kein Wort darüber, aber von der Stunde an wurde sie stiller und stiller. Sie aß nichts mehr und drehte immer langsamer die Spindel, bis sie für immer ihrer Hand entsank. Die Rhätier trugen sie in einer mondhellen Nacht vor die Stadt weit, weit hinaus, wo Gärten und Weinberge in eine wilde Gegend ausließen. Dort grub Viktor unter einer Eiche ein Grab, und unter Berrichtung des Totendienstes,

senkten sie sie hinein. Dann kehrten sie, um eine treue Hausgenossin ärmer, in ihre römische Wohnung zurück.

Waga erschien bald der Triumphzug wie ein wahrer Traum. Ovid hatte ihr eine Ode gebracht, die er für den Anlaß verfaßt hatte. Viktor, der zugegen war, als er sie ihr vorlas, behauptete, die Ode sei falsch, die eine Hälfte sei erlogen, die andere verdreht, das Ganze eine Verherrlichung der römischen Macht. Wollte der Dichter der Wahrheit die Ehre geben, so müßte er mit der Unterjochung Rhätiens anfangen und die Tapferkeit der Besiegten, die Grausamkeit des Siegers bejingen. Waga war wie immer durch die Schönheit der Verse hingerissen, sie nahm die Partei des Dichters und sagte, vom römischen Standpunkt aus betrachtet, sei die Ode ein Meisterwerk. Viktor antwortete kurz, römischer Standpunkt sei ihm fremd und entfernte sich. Waga fand in diesem Gedicht ein Beruhigungsmittel für die Beängstigung, die ihr die Erinnerung an jenen schrecklichen Tag verursachte. Bald vermengte sie die Wirklichkeit des Begebnisses mit der vergeistigten Wiedergabe des Dichters, bald auch beherrschte diese ihre Vorstellungen, und das wahre Bild erblaßte.

Schwankend zwischen Haß und Bewunderung lebte sie ihre Tage hin. Sie versicherte Viktor und jedermann, sie fühle sich als Fremde in Rom. Allerdings hatte sie noch nicht den zehnten Teil der öffent-

lichen Bauten besucht und verirrte sich bei jedem Ausgang, den sie ohne Viktor oder Bechtingel unternahm. Kein Wunder, beim Anblick der ewigen Stadt geriet sie immer in so große Bewegung, daß sie tagelang brauchte, um sie zu bewältigen. Glücklich fühlte sie sich nur, wenn sie ihre Umgebung vergessen und sich ins Reich der Gedanken flüchten konnte. In den Werken römischer Literatur fand sie Versöhnung für alle ihre Zweifel und Ängste.

Zu Agrippina wurde sie oft beschieden. Diese war überglücklich, daß ihr auch vom Gatten der Umgang mit der Rhätierin gestattet war, und mit unendlicher Freude nahm sie wahr, daß er sie nicht anders als eine römische Patrizierin behandelte. Wie hätte es aber auch anders sein sollen. Waga sprach das reinste Lateinisch, hatte unbewußt die Umgangsformen der Römerinnen angenommen, auch wußte sie über die geringfügigsten Gegenstände die Weihe einer ausgebildeten Innerlichkeit zu gießen. So kam es, daß der Feldherr sich hie und da zu einer längern Unterhaltung mit der Besiegten hinreissen ließ. Rhätien blieb zwischen ihnen unerörtert.

Die schönsten Stunden verbrachten die beiden Frauen im Landhaus Agrippinas, wo diese ihren Rang abstreifen durfte. Agrippina verriet dem Gatten, daß Waga sich hier als junges Mädchen gebe und sie ganz neue Seiten an ihr entdecke.

Viktor fing an, sich in Rom zu langweilen und

sehnte sich nach Arbeit. Zu Hause dünkte es ihn schön, stundenlang bei seiner weidenden Herde auf dem Rücken zu liegen und in süßem Nichtstun in den blauen Himmel hineinzustarren, aber nicht in Rom, umgeben vom Strudel raschloser Tätigkeit oder fieberhaften Jagens nach Vergnügen. Der Feldherr ließ ihn oft zu sich kommen, und die Römer erzählten sich, daß er sein Liebling geworden sei. Waga blieb darüber im Unklaren. Wenn sie Viktor über sein Verhältnis zum Feldherrn befragte, zuckte er mit den Achseln und war zu keiner Erklärung zu bewegen. Nur so viel verriet er, daß Tiberius einmal auf seine Frage, ob er nicht genug gelernt habe, um sich in Rhätien nützlich zu machen, kurz und streng geantwortet hatte: nichts habe er gelernt. Darauf sei ihm die Lust vergangen, wieder darauf zurückzukommen.

Nichts vermochte ihn auf die Dauer zu fesseln als die kriegerischen Übungen auf dem Marsfeld. Diese betrachtete er stundenlang leuchtenden Auges und vergaß dabei alles andre, selbst Rhätien.

Befand sich Waga im Landhaus der Agrippina, so machte er wohl hie und da seine Anzahl römische Meilen hin und her, um sie zu sehen. Manchmal sprach er sie, manchmal begnügte er sich, im Garten die Runde zu machen und nach dem Landhaus zu blicken, ohne den Versuch zu machen, vorgelassen zu werden.

Eines Tages trat er vom Garten in den Schatten eines Olivenhaines. Eine schwüle Lust herrschte darin,

das fahle Grün der Belaubung ließ keine wohlthuende Dämmerung aufkommen, und der Brodem, der vom Boden aufstieg, legte sich heiß auf seine Brust und beengte ihm den Atem. Er dachte an die kostlich kühlen Nadelwälder Rhätiens mit ihrem erfrischenden Harzgeruch, an die Weideplätze mit den Viehherden, an die Gletscher im verglühenden Abendrot und eine nie empfundene Sehnsucht bemächtigte sich seiner. Das Gefühl kam mit solcher Gewalt über ihn, daß er darüber erschraf. Ob er wohl an der Krankheit der armen Favia litt, für die es keinen Rat und keine Arznei gegeben hatte? Während er in Gedanken verloren dahinschlenderte, trat er so nahe an eine liegende, menschliche Gestalt heran, daß sein Fuß an sie stieß. Als er genauer hinsah, entdeckte er ein blutjunges Geschöpf in der Kleidung einer Patrizierin, das da im Schatten eines Olivenbaumes in süßem Schlummer hingestreckt lag. Das Gesichtchen mit dem ausgesprochen römischen Oval war von schwarzem Haar eingehaumt, und dicke schwarze Brauen beschatteten die geschlossenen Augen. Er sah noch mehr, die Wangen waren purpurrot geschminkt, und die Augenbrauen hatten durch zwei Pinselstriche eine mehr als kühne Wölbung erhalten. Ihre schmächtige Gestalt stand in einem Patriziergewand von verblichener Pracht, und an Hals und Armen funkelte ein Goldschmuck mit blitzenden Steinen, wie er solche nur im Festschmuck der Agrippina gesehen hatte. Die Schlummernde

mußte die Nähe eines Menschen fühlen, sie schlug die Augen auf und erhob sich erschrocken.

„Welch ein Verstand, in diesem Goldschmuck hier einzuschlummern“, sagte Viktor, über eine solche Sorglosigkeit aufrichtig empört, „ich hätte dich ermorden und berauben können.“

„Ich war so schrecklich müde von der Hitze und von der Erfolglosigkeit meines Ganges“, erwiderte das Mädchen verwirrt, „ich war dort oben bei Livia“, — sie zeigte nach dem kaiserlichen Landhaus. „Doch was spreche ich von Erfolglosigkeit“, fuhr sie fort, Viktor starr ansehend. „Du erscheinst mir in dem Augenblick, wo ich von dir träume, kein anderer bist du als Viktor, der Rhätier. Wisse, ich hatte im Sinn, dich morgen aufzusuchen.“

„Du hast von mir geträumt und hattest im Sinn mich aufzusuchen?“ sprach Viktor in grenzenlosem Erstaunen, „was in aller Welt weißt du von mir?“

„Wer wüßte seit dem Triumphzug nicht von dir und Waga?“

„Was willst du denn?“

„Das werde ich dir sagen, wenn du mich und meinen Vater morgen besuchst. Nicht wahr, du tuft es?“ bat das Mädchen zögernd und schüchtern. „Wir wohnen dort hinter jenem Hügel, du frägst nach dem Patrizier Porcius, und jedes Kind kann dir unser Haus bezeichnen.“

„Ich werde kommen“, erwiderte Viktor nach einigem Besinnen, „vorher möchte ich aber wissen —“

„Morgen sollst du alles wissen“, sagte das Mädchen rasch. „Und nun wollen wir gehen. Es ist nicht schicklich, daß eine junge Patrizierdame — du merfst doch, daß ich eine erwachsene Jungfrau bin — mit einem jungen Fürstensohn allein im Walde verweile.“

Mit diesen Worten enteilte sie, ohne daß er sie zurückhalten konnte; noch einmal sah sie zurück und rief ihm auf Wiedersehen zu, dann war sie verschwunden.

Viktor wußte nicht, wie ihm geschah. Er kehrte in den Garten der Agrippina zurück und schlug langsam den Weg nach Hause ein. Weg war die Sehnsucht nach den rhätischen Wäldern. Wie ein Sonnenstrahl war das kleine Begebnis in die Eintönigkeit seines Lebens gefallen.

Ein römisches Liedchen trällernd trat er am Nachmittag in seine Wohnung ein. Sonst pflegte er Pechtiegel jedes Vorkommenis mitzuteilen, jetzt war es ihm, als ob er ein Geheimnis zu bewahren hätte; er war wortkarg, sang aber fort und fort.

Pechiegel war in der letzten Zeit um ihn besorgt gewesen, denn er befürchtete, die Krankheit Fa-
vias sei bei ihm im Anzuge. In seiner Abwesenheit hatte er ihm nach einem uralten Rezept einen heilsamen Trunk bereitet, in der Hoffnung, daß er

bei dem jungen Blut besser angeschlage als bei Favia. Nun sah er die geröteten Wangen, die strahlenden Augen Viktors, stillschweigend goß er die Arznei weg und setzte ihm Brot und Wein vor.

Als die Sonne am folgenden Morgen die Dächer der römischen Kaiserburg bestrich, hatte Viktor die Tore der Stadt schon verlassen und wanderte in die taufrische Landschaft hinaus. Voll Ungeduld erwartete er das Aufstauchen der dunkeln Taxuswipfel, die das Landhaus der Agrippina beschatteten. Da waren sie endlich; er umging das Haus ohne nach Waga auszuspähen, bald hatte er die kleine Erderhöhung, welche die Patrizierin Hügel nannte, überwunden und erblickte vor sich ein breites, niederes Gebäude, das kein anderes als das gesuchte sein konnte. Er schritt durch zerfallene Felder, durch einen zerfallenen Garten und betrat das Vestibulum. Ein alter Sklave schien ihn zu erwarten und öffnete das Tor zum Atrium. Das erste, das ihm hier geschah, war, daß sein Fuß in ein Loch des Fußbodens versank, und er beinahe gefallen wäre. Dies veranlaßte ihn, sich umzusehen. Er erblickte verblichene Pracht, die an die Gewandung der Patrizierin erinnerte. Die Familienbilder an der Wand waren vom hereinfallenden Regen beschädigt, die Wachsbüsten der Ahnen bestaubt, die Kränze, die sie zierten, verdorrt, die Ruhebetten aus kostbaren und geringen Stoffen zusammengeslickt. Eine Sklavin führte ihn in das Triclinium mit den

Worten, der Herr und die Herrin werden gleich erscheinen, er möge sich unterdessen an Wein und Brot erlauben. Auf einem wackligen Tischchen stand ein prachtvoller silberner Kelch von altertümlicher Arbeit, daneben ein Teller mit Brot und Feigen. Die Sklavin schenkte ein und zog sich zurück.

Viktor trank nicht, obwohl er durstig war, sondern horchte gespannt nach der Tür. Endlich ging sie auf, und die Erwarteten traten ein. Die Patrizierin schien nicht mehr dieselbe; sie trug ein dürftiges Gewand und war ohne Schmuck, ihr Haar legte sich in natürlicher Glätte um die Schläfen, die Augenbrauen hatten sich zu einem feinen und bescheidenen Bogen gesenkt, und die Wangen schimmerten im zarten Gelb einer Aprikose. Viktor erkannte sie nur noch an den Augen, die im Sonnenglanz von gestern strahlten. Sie nahte sich langsam, neigte ein wenig den steifen Nacken zum Gruß und sprach mit Feierlichkeit. „Sei willkommen, Fürstensohn, mein Vater freut sich, dich zu sehen und zu sprechen.“

Der Patrizier sprach gar nichts. Er war ein langer, hagerer Mann mit nachdenklichem Blick, und als er sich Viktor gegenüber setzte, fühlte sich dieser eingeschüchtert, wie es manchmal Menschen gegenüber geschieht, deren Auge mehr verrät als ihre Zunge.

Endlich brach der Patrizier das Schweigen mit den Worten: „Virginia hat mir von dir erzählt. Einverstanden, daß du mich besuchst.“

„Gern gekommen“, erwiderte Viktor, unwillkürlich auf seinen Ton eingehend.

„Rhätien, fernes Land. Berge, die den Himmel berühren.“

„Nur scheinbar, Himmel ist höher.“

„Wildes Volk, halbe Barbaren. Barbaren sind manchmal brave Leute.“

„Nicht immer.“

„Viel Tapferkeit, keine Ordnung.“

„So ziemlich viel Räuberei und Totschlag.“

„Wie in Rom, wie in Rom.“

„Wie in Rom? Verstehe nicht.“

„Bist zu jung dazu. Totschlag und Plündern, Gift und Übervorteilen, verschiedene Form, das Wesen gleich.“

„Jetzt hab' ich es.“

„Bist mit dem Leben davongekommen. Hast Glück.“

„Weiß nicht, ob es ein Glück ist.“

„Kannst in deine Heimat zurückkehren, wenn Waga will.“

„Wenn Waga will?“ rief Viktor voll Erstaunen.

Der Patrizier sah nach den verblichenen Figuren der Zimmerdecke, und wieder spiegelte sich etwas in seinem Auge, das sich nicht in Worten kundgab.

„Brave Frauen, die nordischen, feusche, sittliche. Ehebruch wird streng bestraft.“

„Durch Steinigung der Frau.“

„In Rom würde es dazu nicht Steine genug geben“, sprach nun der Patrizier so herb und schrill, daß die Wände den Ton wiedergaben.

Die Tochter stand auf, legte ihren Arm schmeichelnd um den Nacken des Vaters und sagte: „Lieber Vater, es ist Zeit, daß Du nach der Stadt zurückkehrest. Der Rhätier erzählt noch etwas von den Alpen, dann geht er auch.“

Der Patrizier erhob sich und reichte Viktor die Hand. „Rhätier, du gefällst mir“, sagte er, indem er den Blick auf ihm verweilen ließ. „Bist lauter wie Quellwasser. Vergiß, was du soeben gehört. Der Mensch spricht immer zu viel.“ Dann küßte er die Tochter auf die Stirn und verließ das Triclinium und das Haus.

Die beiden jungen Leute waren allein.

Virginia begann in offensbarer Verlegenheit: „Unser Palast ist nicht ganz geeignet, einen Fürstensohn zu empfangen, du hättest ihn vor Jahren sehen sollen, als wir noch reich und mächtig waren, das war hier im Sommer ein Leben.“

„Hat dir dein Traum von gestern vielleicht meine rhätische Fürstenburg gezeigt?“ gab Viktor lachend zurück.

„Das ist etwas anders, ich weiß, daß die Rhätier ein Hirtenvolk sind, und man in ihrem Land wie in Arkadien lebt, nämlich im Wald oder in Hütten. Aber

bei einem Patrizier von so altem Geschlecht hättest du es anders erwarten dürfen.“

„Ich habe ja auf dem Weg hierher nur an dich gedacht, nicht an dein Haus.“

„Wenigstens an einer guten Erziehung hat es mir trotz unsrer Armut nicht gefehlt. Merfst du nicht, daß ich griechische Bildung besitze? Ohne diese gilt eine Patrizierdame nicht viel.“

„Mir gilt griechische, römische und rhätische Bildung gleich viel.“

„Das hat sich so gut getroffen“, fuhr die Patrizierin fort, Ton und Haltung, die sie bei ihrem Eintritt beobachtet hatte, wieder aufnehmend, „unser Sklave, der alte Mann, der dich im Vestibulum empfangen hat, war einst ein berühmter Lehrer, und wir hätten ihn für viel Geld verkaufen können. Aber der Vater nennt ihn Freund, und lieber würde er Hunger leiden, als ihm das antun. Luzius also kann griechisch und versteht die Dichter und hat mir alle möglichen Wissenschaften beigebracht.“

Viktor begriff endlich, daß die kleine Person Chrebietung heischte und sagte aufrichtig: „Wozu das alles? Glaubst du, ich würde dich weniger verehren, wenn du nicht griechische Bildung hättest? Gecriesen seien die Götter, daß du wenigstens verarmt bist, sonst säße ich wohl nicht hier vor dir.“

Virginia schlug vor Freude die Hände zusammen, und ihre Aprikosenwangen wurden vom zar-

testen Rot überhaucht. „Das wäre also klar zwischen uns“, rief sie, ohne ihre Erleichterung zu verbergen. „Du weißt, daß mein Vater eine gestürzte Größe ist und verachtet uns deswegen nicht. Nun kann ich im Ernst anfangen.“

Und sie tat es mit den Worten: „Seitdem wir arm sind, sind wir auch verlassen, einst hatten wir viele Freunde. Wie es kam, daß wir so tief in Armut sanken, sollst du nun hören. Unsere Vorfahren besaßen große Ländereien mit unzähligen Sklaven. Die Villen, die sie zeitweise mit den Marmorpalästen der Stadt Rom vertauschten, spiegelten sich sowohl in den Seen Galliens als in den Fluten des mittelländischen Meeres. Vielleicht glaubten sie, römische Patrizier können niemals verarmen, denn sie trieben einen unsinnigen Aufwand. Sie unterhielten in der Stadt tausende von Sklaven, die nur zur Dekoration des Hauses da waren, speisten die Plebs, gaben als Senatoren der ganzen Bevölkerung Festlichkeiten. Die Leute erzählen noch jetzt von den Mahlzeiten, die mein Großvater seinen Freunden gab. Das Kostbarste, was die Erde hervorbrachte, Gerichte, die hunderttausende von Sesterzien kosteten, mußten auf seinen Tisch kommen. Schiffe standen ihm zu Diensten, die ihn nach fernen Küsten brachten und was er da Seltenes und Begehrteswertes erblickte, mußte in seinen Besitz kommen. Afrikanische Gewächse wurden in seinen Gärten durch künstliche Wärme gezüchtet, Löwen und Tiger mit

unendlichen Kosten hergeführt und zur Belustigung seiner Gäste im Kampfe geopfert. Als der Großvater starb, ließ er zerrüttete Vermögensverhältnisse zurück. Der Vater war noch sehr jung, als er das Erbe antrat. Er hatte nicht den Hang zum Prunk wie der Großvater, nein, er war eine einsame Natur und liebte das Landleben, aber um sein Erbe bekümmerte er sich nicht im geringsten. Desto mehr taten es seine Verwalter. Sie besitzen jetzt einen Teil unserer Paläste und Ländereien, uns sind die zerfallenen Felder, dies Haus, der Kelch, mein Schmuck und die beiden Sklaven geblieben. Es ist der ganze Rest der Herrlichkeit.“

Nun legte sich ein wehmühtiger Zug um den Mund des Mädchens, und sie fuhr fort: „Wer aber noch mehr als die Verwalter unsfern Ruin beschleunigte, war des Vaters zweite Frau. Die Kaiserin Livia war gegen seine Heirat, der Vater ist nämlich ein Claudier und gehört zu ihrem Geschlecht, und die Leute sagen, er hätte ihren Rat befolgen sollen. Die Leute haben gut reden, gerade weil der Vater eine tieffinnige und einsame Natur ist, — doch was sage ich, das verstehst du nicht, du selbst bist schlau, so viel ich merke und würdest dich nicht von einem verrufenen Mädchen ins Garn locken lassen. Also er heiratete sie in der Meinung, ein gutes, verkanntes, und ein wenig irre geleitetes Geschöpf zu sich heranzuziehen und ihr in der römischen Gesellschaft die ihr gebührende Stellung zu verschaffen. So erzählt unsere Sklavin Balbilla, die allezeit die

Wahrheit sagt. Den Platz errang sich die Urge allerdings, denn bald hatte sie allen Patriziern den Kopf verdreht, ja, es gab sogar junge und alte Patrizierdamen, die sich von ihrer Schönheit bezaubern ließen. Als dem Vater die Augen aufgingen, zog er sich mit Luzius in dieses Landhaus zurück und vertiefe sich in die Dichter und Philosophen, während seine Frau unsern Palast in Rom bewohnte und sich allen Freuden der Weltstadt hingab. Daß ich es kurz mache, eines Tages kam die Nachricht, sie sei mit einem jungen Griechen, dem der Vater Gastfreundschaft gewährt hatte, verschwunden, und mit ihnen alles Gold und Silber, das sich im Palast befand. Die Stunde, da diese Nachricht eintraf, kann ich übergehen. Nur dies sei gesagt, daß sich gleich die Gläubiger einstellten. Die Frau hatte in Rom unermeßliche Schulden hinterlassen.

„Livia hätte helfen können, aber sie wollte nicht, Livia vergißt nie, wenn man ihren Rat in den Wind schlägt. Sie soll die Absicht gehabt haben, den Vater und Luzius nach einer einsamen Insel zu verbannen. Aber Kaiser Augustus ist mild und gerecht und begriff, daß der Vater das Opfer eines schlimmen Weibes geworden war. Er gab ihm ein Amt bei der Stadtverwaltung, das ihn vor Hunger und weiterer Schande rettete. Es soll ein Akt der Milde gewesen sein.“

Virginia verbarg einen Augenblick das Gesicht

in den Händen und schluchzte. Dann sprang sie auf und lief in leidenschaftlicher Erregung durch das Gemach. „Verstehst du das? Als Patrizier geboren, über tausende von Sklaven gebieten können und auf einmal ein Arbeiter werden müssen? Die Standesgenossen kennen uns nicht mehr, die Freunde sehen uns mit mitleidig gering schätzigen Blick an, die verkauften Sklaven grüßen uns bei der nächsten Begegnung wie ihresgleichen, die Plebs erzählt bei unserm Vorübergehen schadenfroh von unserm Fall und weist mit den Fingern auf uns. Der Vater sah und hörte dies alles und sagte weiter nichts, als das sei der Welt Lauf.“

In diesem Augenblick steckte Balbilla den grauen Kopf zur Tür herein und fragte: „Ist die Angelegenheit noch nicht erledigt?“

„Nein“, erwiderte Virginia, „der Rhätier muß alles wissen, wenn er uns helfen soll.“

Die Sklavin zog sich zurück und schloß die Türe.

„Der Vater sah ein, wohin Sorglosigkeit führt“, fuhr Virginia fort, „und nun verfiel er in das andere Extrem. Er warf sich der Arbeit in die Arme und fand dabei seine Befriedigung, so behauptet er. In der Tat soll er ein vorzüglicher Beamter geworden sein. Man sagt, er besitze eine ungewöhnliche Arbeitskraft und beweise viel Scharfblick in der Verwaltung. Seine Vorgesetzten holen sich bei ihm vielmehr Rat und brüsten sich mit seinen Vorschlägen bei Tiberius, als ob es die eignen wären. Tiberius aber, der die ganze Welt

durchschaut, kennt gewiß auch die Verdienste des Vaters, und darauf baue ich meinen Plan.

„Dies alles habe ich mit List Luzius entlockt, welcher viele Verbindungen mit andern gelehrten und angesehenen Sklaven unterhält. — Du wirst wohl gemerkt haben, daß der Sklavenstand verachtet ist, aber nicht die Personen. Ja, viele von ihnen haben mehr Einfluß als mancher Senator. Könnte Luzius den seinigen geltend machen, so wäre der Vater schon längst aus seiner unwürdigen Stellung heraus, aber er ist nicht der Mann dazu. Luzius lächelt, wenn ich von Handeln spreche.“

„Und jetzt!“ fragte mit etwas verschärfter Stimme die Sklavin zur Tür herein.

„Zurück, Balbilla“, rief Virginia. Dann wandte sie sich wieder an Viktor. „Und du, lächelst du auch?“

Viktor war in der Tat einen Augenblick versucht, dem Beispiel des Luzius zu folgen, aber als er in das vor Schmerz zuckende Gesicht des Mädchens sah, verging ihm alle Lust dazu. „Du handelst?“ fragte er sie von oben bis unten betrachtend.

„Du glaubst es nicht“, sagte sie traurig, „so muß ich dir wohl verraten, was ich tue. Ich hasse, ich verachte die Freunde meines Vaters, aber ich verlasse nachts oft mein Haus und stehe am Morgen in Rom vor ihren Palästen, trete mit ihren Klienten in das Atrium, wo sie Morgenempfang halten und ermahne sie, ihrer Freundespflicht eingedenk zu bleiben, wenn

seine Stunde gekommen sei, ich trage jede Sesterzie, die mir der Vater für Kleider gibt, in die Tempel, um uns die Götter geneigt zu machen. Die schönsten Stücke meines Schmuckes habe ich verkauft und das Geld unter die Plebs verteilt, damit sie seinen Ruhm verkünde, mein Abendbrot verschenke ich den Armen und gehe hungrig zu Bett —“

„Höre auf“, rief Viktor und hielt sich die Ohren zu.

„Als Rhätien erobert wurde, jauchzte ich“, fuhr Virginia unbirrt fort. Dort ist sein Platz, dort soll er Prokurator werden.“

„Bist du von Sinnen?“

„Durchaus nicht. In ganz Rom gibt es keine geeigneteren Persönlichkeit dazu als den Vater. Er versteht die Verwaltung vortrefflich, ist unausgesetzt tätig, liebt die Barbaren und weiß als Patrizier auch etwas von Landesverteidigung und Kriegsführung. Als ich ihm gestern erzählte, ich habe Viktor, den Rhätier, im Olivenwäldchen getroffen, war er ganz froh, und gab mir die Erlaubnis, mit dir über seinen Fall zu reden. Natürlich läßt er sich nicht träumen, daß ich die Prokuratorstelle für ihn erstrebe, sondern denkt an irgend einen kleinen Posten in Rhätien.“

Da hat er recht. Weißt du auch, daß mit dem Posten des Prokurators die höchste Gewalt in der neu geschaffenen Provinz Rhätien verbunden ist?“

„Desto besser. Natürlich liegt die Entscheidung

in den Händen des Feldherrn Tiberius, der das Land erobert hat. Nun habe ich gehört, daß Waga — verzeihe — großen Einfluß — auf den Feldherrn besitzt.“ Es waren die einzigen Worte, die Virginia während ihrer Unterredung zögernd aussprach.

„Waga?“ fragte Viktor in höchstem Erstaunen. „Der Feldherr haßt sie.“

„Ich ging also zu Waga“, fuhr sie unabirrt fort, „fiel ihr zu Füßen und erslehte ihre Hilfe. Sie hob mich auf und sagte, ich sei nicht an die richtige Person gekommen, und als sie in ihrer feierlichen Güte zu mir sprach, fühlte ich, daß es wahr sei. Sie führte mich zu Agrippina, und diese versprach mir, ihr möglichstes zu tun. Aber bald ließ sie berichten, sie habe keinen Erfolg gehabt, ich möge mich an Livia wenden. Gestern war ich bei Livia, sie maß mich mit einem Blick von oben bis unten und sagte bloß: Mädchen, du bist eine Claudierin, du schreckst vor nichts zurück, — darauf eine entlassende Handbewegung. Ich lief davon, ihr Blick verfolgte mich, bis ich im Olivenwäldchen vor Müdigkeit niedersank und einschlief.“

„Armste“, rief Viktor voll Mitleid, „du warst wohl ganz entmutigt und mit Recht.“

„O nein, als ich erwachte, standest du, Viktor, der Rhätier, vor mir, ein Beweis, daß die Götter mein Vorhaben billigen und mir ihre Hilfe gewähren. Ich sege nun all mein Vertrauen in dich, du bist meine einzige Hoffnung, du wirst mich nicht im Stich lassen.“

„Virginia“, sprach Viktor, „wenn ich dir helfen könnte! Was soll ich tun? Ich bin machtlos, ein Besieger.“

„Du bist des Tiberius Liebling, das wird doch wahr sein.“

„Hm.“

„Wozu hätte er dich und — Waga sonst am Leben gelassen?“

„Ich weiß es nicht.“

„Überhaupt, wie du mir helfen sollst, ist deine Sache. Du wirst handeln, ich baue auf dich. Wann sehen wir uns wieder?“

„Morgen“, erwiderte er rasch, „im Olivenwäldchen, wo ich dich zuerst schlafend gefunden habe.“

„Gut, ich komme.“

Viktor ging. Draußen empfing ihn Balsilla mit hochmütigem Blick. „Der Barbar“, murmelte sie ihm nach, „weil der Herr ihm die Ehre antun will, in seinem Land Prokurator zu werden, hält er sich schon für unsersgleichen.“

Virginia öffnete die Tür und flüsterte. „Wir haben es gewonnen, der Vater wird rhätischer Prokurator.“



Siebentes Kapitel.

Nach den Aufregungen und Strapazen des rhätischen und pannonischen Feldzuges hatte Tiberius an der Seite seiner Gattin eine kostliche Zeit der Ruhe genossen. Aber nicht lange. Ruhe sei ihm von den Göttern nicht beschieden, klagte die sanfte Agrippina. Bald überließ er sich dem blendenden römischen Leben, das jedes verlangende Menschenkind mit bestrickendem Zauber in seine heißen Arme schloß. Agrippina fühlte, daß er sich von ihr abwandte, aber sie zweifelte an ihm so wenig wie an den Göttern. Sie hatte mit ihm noch mehr trübe Perioden durchgemacht, ja, sie hatte Stunden erlebt, in welchen alle bösen Geister in ihm entfesselt waren und sie ihn nicht mehr verstand. Diesmal entschuldigte sie ihn mit seinen weit ausgreifenden Plänen für die Zukunft und wartete mit unendlicher Geduld, daß er wieder zu ihr zurückkehre.

Als dies nicht geschah, trat sie eines Tages in sein Wohngemach. Sie setzte sich zu ihm und sah

ihn lange stillschweigend an; er senkte vor ihr den Blick. „Tiber“, sprach sie endlich voll Liebe, „du siehst übel aus, ich fürchte, du bist krank.“

„Dieses Rom“, erwiderte er dumpf, „könnte ich Alpenluft atmen.“

„Wir lassen den Leibarzt der Kaiserin kommen, seine Kunst ist ohnegleichen.“

„Giftmischer“, zischte Tiberius zwischen den Zähnen hervor.

Agrippina erschrak. Niemals, auch nicht in seinen schlimmsten Stunden war ihm ein solcher Ausdruck entschlüpft. „Du tust ihnen Unrecht“, sagte sie kaum hörbar.

„Ihnen?“

Darauf entstand eine Pause, in der sie sich anzusehen vermieden. Sie fasste seine Hand. „Komm heute zu mir“, bat sie innig, „ich habe mir Waga bestellt, ihr habt euch nicht mehr, ihr seid sozusagen Freunde geworden, sie erzählt dir von den Alpen. Überhaupt, du kannst nicht glauben, wie beruhigend ihre Nähe wirkt, wenn man in Ängsten ist.“

„Kind, hast du auch Ängste?“ fragte er mit einem Anflug der alten Zärtlichkeit.

„O, wenn du vom bösen Traum des Weltreichs sprichst.“

„Richtig, du hast auch Ursache dazu. Ja, Waga könnte mein Freund werden, wenn sie ein Mann

wäre, als Frau hat sie keinen Reiz für mich, bleibt allein.“

„So laß dir Viktor kommen, er ist so frisch und wohlgemut, daß man bei ihm alle Sorgen vergißt.“

Tiberius lachte. Was ihm da seine Frau anriet, hatte er schon oft getan. Viktor war der Vertraute seiner franken Stimmungen geworden. Der Feldherr, der sein Inneres sorgfältig vor unberufenen Blicken, selbst vor denjenigen der Sklaven, verbarg, hielt es für sein menschliches Recht, sich am gesunden Gemüt des rhätischen Häuptlingssohnes aufzurichten.

Agrippina war hochbeglückt, daß er wieder lachen konnte. Nach einer Pause begann sie schüchtern. „O Tiber, du warst in letzter Zeit so sehr mit Staatsgeschäften überhäuft, daß du meinen Kummer gar nicht bemerkt hast. Weißt du nicht, daß der Zustand meines Vaters sich verschlimmert hat?“

Der Feldherr rückte plötzlich von ihr weg. Krankheiten verursachten ihm ein unüberwindliches Grauen.

Agrippina wußte es und sagte resigniert: „Ich lasse dich jetzt und gehe, meinen Schmerz allein auszuweinen.“

Er ließ sie gehen. Dann schickte er nach Viktor. Dieser erschien sogleich. „Viktor“, sprach der Feldherr, indem er sich müde auf sein Ruhebett sinken ließ, „ich war heute in der Arena, die Tierhezen sind mir zuwider. Wie gern würde ich das ewige Löwengebrüll für einen Gemsenpfiff auf euern Bergeshöhen geben.“

Viktor legte zwei Finger an den Mund und ließ einen durchdringenden Pfiff erschallen.

„Verruchter“, schrie Tiberius auffringend, „noch ein solcher Pfiff und ich lasse dich den Löwen vorwerfen. Glaubst du, meine Nerven seien von Eisen?“

„Von Gold, Kaiserjohn. Hat es dir nicht gut getan?“

„Ich glaube, ja. Höre, Viktor, die Welt ist öde und schal, es gibt nichts Verehrungswürdiges in ihr, zähle einmal meine Vorzüge auf, daß ich mich der eignen Vortrefflichkeit freuen könne.“

„Du bist ein großer Feldherr und Eroberer.“

„Gut.“

„Du bist großmütig, wenn es dir paßt.“

„Weiter.“

„Du möchtest Kaiser werden.“

Tiberius zuckte zusammen. „Wer sagt das?“

„Rom.“

„Viktor, Viktor, deine Rühnheit könnte dich teuer zu stehen kommen.“

„Hat es dir gut getan?“ fragte dieser wieder.

„Ich glaube wohl.“

„Dann lege dich hin und ruhe, denn jetzt kommt etwas Ehrenrühriges. Du gibst dich wieder den Freunden der Subura hin, obwohl du verheiratet bist, und bist überhaupt ein Verführer der Frauen.“

Tiberius nickte beifällig. „Brav, weiter.“

„In Rhätien gilt diese Eigenschaft nicht viel.“

„Aber in Rom. Fahre fort.“

„Ich weiß nichts mehr.“

„Das ist im Ganzen nicht viel.“ Tiberius sah trübselig vor sich hin, nach einer Weile begann er wieder. „Viktor, hat irgend ein Mensch eine Ahnung von den Stunden, die wir manchmal hier zusammen verbringen?“

„Nein, man beneidet dich als den glücklichsten der Sterblichen.“

„So ist es recht, beneidet will ich sein. Du allein weißt, daß ich leide und wehe dir, wenn jemand anders es erfährt.“

„Warum vertraust du dich nicht deiner Frau?“ Sie wäre deine beste Trösterin.“

„Ich habe es früher getan. Ihre Trostgründe sind immer die gleichen, folglich langweilig. Ich bin elend, das Leben freut mich nicht, und nach dem Tode habe ich kein Verlangen. Alle meine Wünsche sind erfüllt, und nichts auf der Welt hat soviel Wert, daß ich dafür meine Kräfte einsetzen möchte.“

„Du tust mir leid, Feldherr, deine Seele ist krank, und wenn ich dir helfen könnte, täte ich es mit tausend Freuden, obwohl du Rhätien unterjocht hast.“

„Ersinne einen Wunsch für mich, Viktor.“

„Da ist guter Rat teuer. Nun wohl, Feldherr, wenn dir alles Mögliche gelungen ist, so wolle etwas Unmögliches erreichen, vielleicht macht dich der Gedanke wieder gesund.“

„Daz läßt sich hören. Viktor, hast du einen Wunsch, den ich erfüllen kann?“

Ein freudiger Schred durchzuckte Viktor. Sollte die Stunde, da er für Virginia wirken konnte, schon da sein? „Es ist doch mehr als klar, daß ich nach Rhätien zurückkehren möchte“, begann er bescheiden.

„Das weiß ich längst“, erwiderte Tiberius ungeduldig, „nichts weiter?“

„Und mehr als klar“, fuhr er nicht ganz so sicher als bisher fort, daß meine Gedanken sich immer um das Wohl und Weh meines Vaterlandes drehen. Rhätien ist römisch, das läßt sich nicht ändern, und da es von römischen Beamten verwaltet werden soll, so bitte ich dich, daß du dein Augenmerk auf Männer richtest, die gern hingehen und dem besiegten Volk ein warmes Herz entgegenbringen.“

Tiberius horchte auf. „Tausend, Viktor, wie du beredt sein kannst.“

„Gewiß kennst du solche Männer“, sagte Viktor, seinen Blick vermeidend.

„D gewiß, und Du?“ fragte Tiberius spöttisch.

„Ich auch, aber nur einen. Er heißt Porcius, ein vortrefflicher Mann.“

„Was sagst du?“ rief der Feldherr in maßlosem Erstaunen. „Du kennst den Porcius. Sollte die kleine Claudierin, die ganz Rom in Bewegung setzt, um ihrem Vater Gerechtigkeit zu verschaffen, sich deiner zu ihrem Zweck bedienen wollen?“

„Wie dem auch sei“, erwiderte Viktor verlegen.
„Porcius ist der richtige Prokurator für Rhätien,
und ich sehe nicht ein, warum er es nicht werden sollte.“

„Viktor, Viktor, nimm dich in acht.“

„Überhaupt, Feldherr“, sagte nun Viktor, ihm
offen ins Auge sehend, „du hast mich aufgefordert, dir
einen Wunsch kund zu tun, den du erfüllen könntest.
Ich bitte dich also, den Patrizier Porcius zum rhätischen
Prokurator zu ernennen.“

„Unverschämter, Besiegter“, schrie Tiberius wütend,
„du wagst es, dich in Staatsangelegenheiten zu
mischen? Hinweg aus meinen Augen.“

Diesmal fragte Viktor nicht, ob es ihm gut ge-
tan habe, sondern war mit einem Satz verschwunden.

In der Tat hatte die Aufregung dem Feldherrn
gut getan, das entsetzliche Gefühl der Leere war ge-
wichen. Mit Wohlbehagen fühlte er sich im Stadium
des Genesens; in ihm erwachte ein sanftes Begehrten
nach Lebensfreude, das noch keine bestimmte Form
annahm und ihn in eine fast elegische Stimmung ver-
setzte. Wohin wollte er seine Gedanken wenden? Nichts
Beunruhigendes und Aufregendes durfte es sein. Reiz-
zende Frauen schwebten ihm vor, die berühmtesten
Schönheiten der Subura, die ihm ihre weißen Arme
entgegenstreckten und ihm den Becher kredenzteten. Hin-
weg! Agrippina stand vor ihm bittend, verzeihend.
Zu ihr wollte er zurückkehren, wenn er sich wieder
in gleichmäßigm Zustand befand, aber nicht jetzt.

nicht heute, jetzt hatte er kein Verlangen nach ihr und nach Liebe. Vielleicht nach Freundschaft. Einen Augenblick dachte er an ein edles Freundschaftsverhältnis mit dem rhätischen Häuptlingssohn und dessen Schwester, nicht mit der Rhätierin, die ihn als Unterdrücker ihres Vaterlandes hafte, nein, mit Waga der Schülerin Ovids, der herrlichen Jungfrau, die für alles Schöne und Erhabene empfänglich war und doch keine Spur von dem abgeschmackten Tun der gelehrten Römerinnen hatte. Waga war die einzige Frau, mit der er unbefangen verkehrte, die Weihe des Amtes, die sie umgab, ihr Ernst und ihre Würde verhinderten ihn, sie anders als mit den Augen eines allgemeinen Wohlgefallens am Schönen zu betrachten. Und wenn sich auch etwas anders in ihm geregt hätte, wie hätte er es vor dem Kaiser verantworten können, die Hand nach der Priesterin auszustrecken? Plötzlich fiel ihm der Rat Viktors ein: wenn dir alles Mögliche gelungen ist, so wolle etwas Unmögliches erreichen. Nein, nichts Unmögliches, nichts Anstrengendes!

Was zunächst erreichbar war, war die Ehre des Konsulats, und sie sollte ihm nach dem Ausspruch der Mutter zu teil werden. Hier durften seine Gedanken verweilen. Römischer Konsul, welch herrlicher Titel! — und von dieser Rangstufe auf würde er vermöge seiner Fähigkeiten steigen, steigen, sein Einfluß würde wachsen, sein Ruhm erschallen über die ganze Erde, und bald würde er unentbehrlich sein.

Wehe, da war wieder der Traum der Weltherrschaft und mit ihm das Bild einer Frau, an die er nur mit Abscheu dachte. Es war Julia, die Kaiserstochter, die rechtmäßige Erbin des Weltreichs, — oder wenigstens die sicherste Brücke, die hinüberführte.

Alle Götter seien gepriesen, Julia ist gebunden, lang lebe Agrippa Vipsanius, war des Feldherrn letzter Gedanke, bevor er in einen wohltätigen Schlummer verfiel.

Als er am folgenden Morgen erwachte, fühlte er sich kräftig und voll guter Vorsätze. Er griff sofort zu einer Arbeit, die ihn für das römische Konsulat vorbereiten sollte; denn er wollte das Amt zum Ruhm und Wohl seiner Vaterstadt ausüben.

Da hob ein Sklave den Türvorhang und verkündete mit feierlicher Stimme: „Im Namen des erhabenen Kaisers melde ich dir, daß der Feldherr Agrippa Vipsanius diese Nacht gestorben ist.“

Tiberius wurde leichenblaß. An Stelle der mühsam errungenen Ruhe trat Sturm.

Vor dem Hause des Agrippa Vipsanius war die Zypresse auf gepflanzt, als Zeichen, daß sein Bewohner dem Schattenreich verfallen war. Mit ehrerbietiger Scheu gingen die Leute daran vorbei, Freunde und Bekannte traten in das Atrium, um auf die sterbliche Hülle eines Unsterblichen noch einen letzten Blick der Pietät zu werfen. Ein stiller Mann lag der große Feldherr da auf seinem prachtvollen Ruhebett von

Gold und Elfenbein, in die purpurverbrämte Toga gehüllt, die Vorbeerkränze, die ihm das Volk nach seinen siegreichen Schlachten gewunden, zu seinen Füßen. Alle Spuren seiner geistigen Überlegenheit waren aus seinem Gesicht verschwunden und hatten jenem ruhevollen Zug Platz gemacht, den der Tod als Versöhnungsmal nach des Lebens Kampf über die ihm Anheimgefallenen hinhaucht. Ihm zu Häupten stand ein Sklave, der ihm mit einem Pfauenwedel als letzten Liebesdienst die Fliegen vom Leiktus verscheuchte. Ab und zu trat der Kaiser herein, nahm dem Sklaven stillschweigend den Pfauenwedel aus der Hand und fuhr damit sanft über das Gesicht des Freundes. Auch Julia und Agrippina kamen, jene in lautem Jammer, diese in stillen Tränen, und brachten dem Toten Rosen und Myrten.

Sieben Tage blieb die Leiche ausgestellt, und in Rom sprach man von nichts anderem, als von den Verdiensten des Abgeschiedenen. Am achten Tage wurde es still in den Straßen der Stadt, bis die Totendienner sie durchschritten und mit lautem Ruf die Bevölkerung zur Leichenbestattung einluden. Dann huschten einzelne Gestalten in dunkler Toga aus ihren Häusern und gesellten sich mit leisem Gruß zu andern, die schon des Weges kamen. Nach und nach füllten sich die Straßen, und die Menge schwoll zum Strome an, der sich stillschweigend nach dem Hause des Toten fortbewegte. Das Tor des Vestibulums wurde aufge-

tan und der Lektus mit dem Leichnam, der auf gold- durchwirkten Purpurdecken ruhte, herausgetragen. Der Zug wurde vom Leichenbestatter geordnet und setzte sich unter den sanft flagenden Tönen der Flöten- und Hornbläser in Bewegung. Aber die Musik orkanartig übertönenend, erhob sich nun das Wehegeschrei der Klage- weiber, die sich an die Brust schlugen, das Haar zer- rauften und in verzweifelten Gebärden einander zu überbieten suchten. Als sie vor Erschöpfung schwiegen, ließen die Musiker laute, triumphierende Weisen er- schallen, welche die Tugenden und Verdienste des Ver- storbenen feiern sollten.

Nach ihnen kam ein Zug von Schauspielern, an- geführt von einem berühmten Künstler, der in Klei- dung, Sprache und Gang den Toten wiedergab, die an- dern sprachen laut Zitate aus bekannten Dichtern, die auf den gegenwärtigen Fall paßten und von der Menge wiederholt wurden. Diesem Schwarme, der zur Dekoration jedes vornehmen Leichenzuges gemietet wurde, folgten einige hundert von Freigelassenen des Hauses, die durch Testament des Erblassers an seinem Todesstage die Freiheit erlangt hatten und als Zei- chen ihrer Würde den Hut auf dem Kopf trugen. Der Voranschreitende hielt die ägyptische Krone hoch er- hoben, die der große Feldherr durch den entscheidenden Sieg bei Actium dem römischen Reich erobert hatte. Andere zeigten eherne Tafeln, in welchen seine außer- ordentlichen Siege und Taten gegraben waren, wieder

andere entfalteten Pergamentrollen und murmelten Lobreden und Gesänge über seine Tugenden.

Dann folgte der Lektus, von acht bevorzugten Freigelassenen getragen. Hinter dem Lektus schritt der Kaiser einher, von den übrigen abgesondert, im edlen Antlitz den Ausdruck eines tiefen Schmerzes, auf dem Haupte den Lorbeerfranz, den er nach der Schlacht von Aktium bei seinem Einzug in Rom als Triumphator getragen hatte. Das Volk sah mit den Zeichen ehrerbietiger Teilnahme auf den Trauervollen; denn jeder wußte, welch unerzählichen Verlust er erlitten hatte. Dem Kaiser folgten nicht Verwandte und Angehörige mit hochklingendem Namen, denn Agrippa Bipsanius war nicht von edler Geburt, wohl aber brachten die ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit, sowie die vornehmsten Patrizier und Senatoren seinem Genie und seinen Tugenden durch ihre Begleitung ihre Huldigung dar. Ein endloser Zug römischer Bürger und ein Schwarm Neugieriger bildeten den Schluß. Unter letztern befanden sich auch Vittor und Waga. Nicht die Lust am Schaugepränge hatte diese hergelockt, sondern das Gefühl der Sympathie für die Verdienste des großen Mannes, des Vaters der Agrippina.

Auf dem Forum hielt der Zug an. In der Mitte erhob sich der Scheiterhaufen, der mit Laubgewinden und Teppichen reich geschmückt war, daneben war eine Bühne errichtet, vor welchem die Träger den Lektus

niederlegten. Tiberius selbst bestieg die Bühne und ließ seine Stimme über die Köpfe der lautlos Laufenden hinschallen. Er zählte die Vorzüge des Toten als Feldherr, Kunstsfreund, Bürger und Mensch auf und beklagte in warmen Worten, die mit der unbeweglichen Ruhe seines Gesichtes in seltsamem Kontraste standen, im Namen Romas den unerzetzlichen Verlust ihres geliebtesten Sohnes. Das laute Schluchzen der Menge bekundete den Eindruck, den die Rede hervorgebracht hatte.

Tiberius stieg von der Bühne, der Kaiser trat an den Lektus heran, und die zunächst stehenden stimmten die üblichen Trauergesänge an, die sich im Zuge wie leises Windeswehen fortpflanzten. Der Kaiser nahm sich vom eigenen Haupte den Lorbeerkrantz, und drückte ihn mit allen Zeichen liebender Verehrung um die Stirn desjenigen, der ihn errungen hatte. Dann öffnete er ihm die Augen, damit er noch einmal das Himmelslicht erblicke, bevor er in das Schattenreich hinunterstieg. Tiberius und die liebsten Freunde des Verstorbenen gossen kostliche Öle über den Leichnam aus, der auf den Scheiterhaufen gelegt wurde. Jetzt erhob sich die Musik zu betäubendem Schalle, und die geflüsterten Klagegesänge wuchsen zum Sturme. Der Kaiser ergriff die brennende Fackel und hielt sie mit abwärts gewandtem Gesicht an den mit öligen Wohlgerüchen getränkten Scheiterhaufen, daß die Flammen hoch aufloderten und den Lektus in ein Glut-

meer hüllten, in welches die Rosen und Myrten, die von den Anwesenden unablässig hinaufgeworfen wurden, wie rote Tropfen niederfielen. Die tausendstimmigen Klagegesänge dauerten fort und übertönten das Knistern und Prasseln des zusammenstürzenden Holzes.

Unter den unaufhörlichen Klagegesängen der Menge war der Scheiterhaufen niedergebrannt und die glühende Asche mit Wein gelöscht worden. Die Überreste des Leichnams wurden in eine Urne gefaßt; ein Freigelassener, der bei Agrippa ein hohes Amt bekleidet hatte, brachte die Tränenfläschchen der Gattin und Tochter, die beigelegt wurden, der Kaiser selbst ließ seine Tränen in die Urne fallen und verschloß sie mit eigener Hand. Das Volk rief den Manen das letzte Lebewohl zu, empfing das reinigende Weihwasser und fing an, sich zu zerstreuen. Der Kaiser, Tiberius und die nächsten Freunde begleiteten die Urne nach dem Pantheon, der schönsten Schöpfung des Agrippa und legten sie zur Büste des Verstorbenen, die derjenigen des Kaisers gegenüber aufgestellt war. Dann kehrte der Kaiser nach dem Palatin zurück und schloß sich in tiefer Trauer in seine Gemächer ein, die Kaiserin ließ aber an Tiberius den Befehl ergehen, sich zu ihr zu begeben.

Waga machte sich am Abend auf den Weg zu Agrippina. Diese lag blaß mit verweinten Augen auf ihrem Ruhebett und reichte der Freundin stumm die Hand. Waga umfaßte sie und drückte ihren Kopf

sanft an ihre Brust. „Agrippina“, sagte sie innig, „laß mich mit dir weinen, zusammen beten können wir nicht.“

„Wäre ich bei meinem Vater“, hauchte Agrippina, „was bleibt mir auf der Welt?“

„Das kannst du fragen?“ sagte Waga.

„Warst du bei den Leichenfeierlichkeiten? Sage mir, Waga, war Tiberius bewegt?“

Waga mußte sich auf eine Antwort besinnen. „Sein Gesicht war ruhig wie immer“, sprach sie endlich, „du weißt, sein Äußerstes verrät nie, was in seinem Innern vorgeht. Aber du hättest seine Rede hören sollen.“

„Ach, wie gern würde ich seine Rede um einen Schimmer von Trauer geben. Tiber war nach der Rückkehr vom Pantheon einen Augenblick hier und sprach vom Glück, der Welt noch im Tode einen so großartigen Ausdruck der Verehrung abzuringen und seinen Ruhm auf die Nachwelt zu vererben. Ich weiß nichts von diesem Glück, ich weiß nur, daß ich meinen Vater verloren habe.“

Waga küßte sie und sagte nichts.

„Er verließ mich gleich“, fuhr Agrippina fort, und ihre Gestalt sank ganz in sich zusammen. „Er kann weinende Frauen nicht sehen, er hat bei mir immer nur Heiterkeit und Zerstreuung gesucht, und nun —“

„Du wirst wieder heiter werden“, tröstete sie Waga.

„Nie, nie!“

„Nicht heute, aber bald, im Frühling, wenn die Vögel singen, und du mit deinem Gatten ins Landhaus hinausgehst.“

„O —“, Agrippina hielt sich die Ohren zu, als ob der Gesang der Vögel ihr schon jetzt weh täte. „Tiber hat nicht Zeit, mit mir zu kommen. Die Staatsgeschäfte —“

„Ich weiß, der Feldherr ist sehr tätig, und die Staatsgeschäfte halten ihn oft von dir entfernt“, ergänzte Waga den Satz, den Agrippina unvollendet ließ.

„Waga“, sprach diese nach einer Pause wieder, „ich muß dich bewundern, daß du in Rom deine Unbefangenheit bewahrt hast. Du bist ohne Arg und Falsch. Freilich lebst du nicht im Getriebe oder gar am Kaiserhof.“

„Ruhe, Agrippina“, mahnte Waga, „du bist aufgeregt, morgen wirst du die Welt mit andern Augen ansehen.“

Die Frauen sprachen im Laufe des Abends nicht viel mehr. Nur hie und da flog ein trauriges, ein zärtliches Wort zwischen ihnen hin und her wie ein abgerissenes Blumenblatt von einem Lufthauch bewegt. Waga saß still an Agrippinas Ruhebett und bemerkte mit Genugtuung, wie ihre Lider sich immer seltener hoben und ihre Hand in der ihrigen erschlaffte. Sie

war, müde vom Weinen, eingeschlafen. Waga bedeckte sie sorgsam und zog sich in einen Winkel des Gemachs zurück, um ihren Schlaf nicht zu stören. Die Ereignisse des Tages zogen an ihr vorüber und nahmen sie ganz gefangen. Ein leises Geräusch weckte sie aus ihrem Sinnen. Als sie aufblickte, stand Tiberius aufrecht unter dem Türvorhang. Der erste Eindruck, den sie von der plötzlichen Erscheinung erhielt, war der eines jähnen Schreckens, als ob sie über etwas Unerlaubtem ertappt worden sei, und unwillkürlich duckte sie sich tiefer in ihren Winkel nieder. Der Feldherr bemerkte sie offenbar nicht, und sie wagte nicht, sich zu regen. Er war sehr bleich — nicht umsonst, er hatte in der letzten Stunde den heftigsten Kampf seines Lebens ausgeschlagen. Leise näherte er sich der schlafenden Gattin und betrachtete sie still, dann neigte er sich zu ihr und hauchte einen Kuß auf ihre Stirn. Agrippina mußte den Kuß gefühlt haben, denn sie erhob sich ein wenig, schlängte die Arme um seinen Hals und murmelte schlaftrunken: „O Tiber, Dank, Dank, daß du gekommen bist.“

„Schlaf, Kind, schlaf“, sagte er, sich sanft von ihr losmachend.

Einen Augenblick noch legte er die Hand beruhigend auf ihre Stirn. Die Berührung verfehlte ihre Wirkung nicht. Waga sah, wie Agrippina mit einem seligen Lächeln in die Kissen zurück sank und hörte, wie sie noch einmal flüsterte: „Dank, Tiber, Dank.“

Der Feldherr schritt zur Tür. Hier wandte er sich noch einmal zurück. Nun huschte doch eine seltsame Bewegung über sein Gesicht; es war ein Gemisch von Trauer, Verehrung, Entschlossenheit. So hatte er heute den letzten Blick auf die Leiche des Feldherrn Agrippa Vipsanius geworfen, als er Wohlgerüche über sie ausgoß, bevor sie den Flammen übergeben wurde.

Der Türvorhang fiel hinter ihm, und im Gemach herrschte vollkommene Stille. Waga schlich sich hinaus und empfahl der Lieblingsklavin der Agrippina bei ihr zu wachen. Dann ließ sie sich von einigen Sklaven heimbegleiten.



Achtes Kapitel.

Ovid brachte Waga am folgenden Tag eine Elegie auf den Tod des Agrippa, die er ihr vorlas. Sie hörte ihm nur mit halber Aufmerksamkeit zu, denn es war ihr noch nicht möglich geworden, sich zu sammeln.

„Du bist zerstreut“, sagte der Dichter, „deine Gedanken sind noch bei den gestrigen Leichenfeierlichkeiten.“

„So ist es“, erwiderte Waga.

„Es nimmt mich Wunder, daß du dich daran beteiligt hast. Was hast du dabei gedacht?“

„Ich habe gebetet, daß die Seele des Verstorbenen zu den Göttern versezt werde.“

„Zu den deinigen?“ fragte der Dichter mit leichtem Spott. „Dafür wird sich der Feldherr Agrippa bedanken. Wir Römer wissen, daß deine Götter Naturgesetzen unterworfen sind wie unsere Erde.“

„Ovid“, ließ sich eine Stimme in der Tür vernehmen.

Ovid und Waga sprangen mit dem Ausruf „Tiberius“ in die Höhe. In der Tat stand der Feldherr am Eingang des Atriums in gleichgültiger Haltung, und seine ruhigen Gesichtszüge ließen keine Vermutung über einen ungewohnten Grund seines Erscheinens aufkommen. Er trug die Kleidung eines römischen Kleinbürgers, deren er sich gern bediente, um unerkannt in den Straßen der Stadt herumzuwandeln.

„Waga“, sprach er in höflichem Ton, „ich komme, dich zu bitten, Agrippina recht oft Gesellschaft zu leisten. Ich muß verreisen.“

„Zeigt mußt du verreisen?“ fragte Waga wie im Schrecken.

„Auf Befehl meiner kaiserlichen Mutter. Wir besitzen in den Sabinerbergen Ländereien, die durch gewissenlose Verwalter arg heruntergekommen sind. Es muß Ordnung geschaffen werden. Ovid“, fügte er sofort hinzu, weitere Fragen abschneidend, „ich habe etwas wie ein Religionsgespräch erlauscht. Das verbitte ich mir, du sollst Jungfrau Waga ungestört bei ihrem Sternenkult lassen.“

„Du wohnst so lange hier, Waga“, fuhr Tiberius fort, sich auf den nächsten Sitz niederlassend und bedeutete mit leutseliger Handbewegung die beiden Stehenden desgleichen zu tun. „Ich hatte keine Ahnung von der Armseligkeit dieser Wohnung und muß dich schelten, daß du keine bessere verlangt hast.“

„Armselig diese Wohnung? Feldherr, ich bin Rhätierin.“

„So lange du in Rom weilst, bist du Römerin, nachher magst du wieder nach deinem Geschmack wohnen.“

Waga zuckte zusammen. Niemals hatte der Feldherr ihre Zukunft berührt, auch durch Agrippina war es nicht möglich gewesen, ihm irgend eine Andeutung zu entlocken, nun sprach er so gelassen davon, als ob ihr römischer Aufenthalt selbstverständlich nur ein vorübergehender sei.

„Ovid“, wandte er sich wieder an diesen, „ich bitte dich, sieh dich in den andern Gemächern um, ob ich recht habe, daß sich diese Wohnung nicht in menschenwürdigem Zustand befindet.“

Ovid entfernte sich ohne Zögern.

Als der Feldherr mit Waga allein war, begann er nicht ohne Feierlichkeit: „Bevor ich verreise, wünsche ich eine Angelegenheit, die mich schon lange beschäftigt, ins Reine zu bringen. Schon in Rhätien bemerkte ich an Viktor eine große Vorliebe für den Soldatenstand, und schon damals faßte ich den Gedanken, ihn der rhätischen Legion einzureihen.“

Waga konnte nicht verhindern, daß sich ein tödlicher Schrecken in ihren Zügen wiederspiegelte. „Ich habe gehört“, begann sie mit stockendem Atem, „daß die rhätische Legion nach einer afrikanischen Provinz

verzeigt wurde, wo sie zum größten Teil schon zugrunde gegangen ist.“

„Sie konnte unmöglich in Rhätien verbleiben ohne Gefahr für die römische Herrschaft“, erwiderte Tiberius gleichmütig. „Aber die Zukunft des Häuptlingssohnes, der mir wohl gefiel, mochte ich nicht so kurzweg bestimmen, ohne ihn näher zu kennen. Ich ließ ihn daher nach Rom kommen, um ihn zu beobachten, und weiß nun, daß Viktor einen klaren Kopf, Mut und Geistesgegenwart besitzt, Eigenschaften, die den tüchtigen Soldaten ausmachen.“

Nun machte Tiberius eine kleine Pause, die Waga eine Ewigkeit dünkte. Er wußte, daß sie den Schluß nicht ahnte, und der Augenblick wäre da gewesen, die rhätische Häuptlingstochter, die nach ihrer Gefangennahme römischer Knechtschaft den Tod vorgezogen hätte, durch Großmut in den Staub zu schmettern. Aber das damalige Verhältnis hatte sich gänzlich verschoben. Die Zeit hatte an der Rhätierin langsam vollbracht, was der Groberer mit Gewalt erzwingen wollte: Anerkennung der Größe Roms. Ihr oft und freiwillig dargebrachtes Bekenntnis brachte ihr keine Demütigung, ihm keine Genugtuung mehr, verstand es sich doch von selbst, daß die hochgebildete Jungfrau den Stand römischer Kultur nach seinem Wert zu schätzen wußte.

Er wiederholte daher einfach. „Eigenschaften, die den tüchtigen Soldaten ausmachen mit Aussicht auf

Beförderung. Ich zweifle auch nicht, daß Viktor bald römischer Offizier sein wird.“

Waga riß die Augen weit auf. „Römischer — —“

„Offizier“, ergänzte Tiberius lachend, fügte aber gleich ernst hinzu: „Du brauchst nicht zu fürchten, daß er nach einer afrikanischen Provinz entsendet werde, wo sein Leben gefährdet wäre. Die rhätische Legion muß allerdings dem Mutterlande fern bleiben, aber nicht Viktor, sofern er mir sein Ehrenwort gibt, sich in Rhätien ruhig zu verhalten, denn wisse, auf Viktors Wort baue ich, wie auf den Felsengrund der Alpen.“

„Er darf zurück?“ rief Waga außer sich vor Freude. „Was soll seine Aufgabe in Rhätien sein?“

„Er soll Hauptmann der römischen Besatzung in Curia Rhætorum werden und mit Verstand und Güte neben dem Prokurator für das Wohl des Landes wirken.“

„Die Götter mögen dich segnen“, sprach Waga im ersten Gefühl der Dankbarkeit. Aber gleich darauf senkte sie den Kopf in beide Hände und weinte herzbrechend. Sie hatte im Tumult ihres neuen Geisteslebens hie und da das Schicksal Rhätiens vergessen, nun stand es in der ganzen Größe unabwendbaren Unglücks vor ihr.

Tiberius wartete, bis sie sich ausgeweint hatte, dann sagte er mit einem Lächeln, das ihm in seltenen

Augenblicken zu Gebote stand und ihm dann den Ausdruck bezaubernder Güte verlieh: „Du selbst, rhätische Jungfrau, wirfst die Stunde kaum erwarten können, deinen Aufenthalt im verhaßten Rom aufzugeben, um in deine Tannenwälder zurückzukehren.“

„Waga sah vor sich nieder. „Feldherr“, erwiderte sie sanft und demütig, „deine Großmut und Güte verlangen Aufrichtigkeit. Ich habe Rom gehaßt, das ist wahr, aber ich hasse es nicht mehr. Bis heute wußte ich nicht, ob ich und mein Bruder zum Leben oder — Tod bestimmt waren. In beiden Fällen betrachtete ich Rom als Durchgangsstation. Ich wollte mich hier vervollkommen, es ist mir nicht gelungen. Die Erscheinungen, die mich umgeben, sind so gewaltiger Art, daß ich sie bisher nicht bewältigen konnte. Feldherr, ich gestehe, ich habe nichts gelernt, ich bin nur aus dem Gleichgewicht gekommen, darum möchte ich noch hier bleiben, bis ich mit mir einig geworden bin.“

Nun fiel doch ein Blitz des Triumphes aus den falten Augen des römischen Feldherrn auf die rhätische Häuptlingstochter. Aber sie merkte nichts davon, denn er sprach weiter im leichten Ton, in welchem er im Atrium seiner Mutter mit den römischen Patrizierdamen verkehrte. „Die Erfüllung deines Wunsches macht sich ganz von selbst, denn bis Viktor auf dem Marsfeld so weit geschult ist, daß ich ihm die Burg Martiola in Curia Rhætorum anvertrauen kann, ver-

geht wenigstens ein Jahr. Unterdessen hast du Zeit, mit dir einig zu werden.“

Waga senkte schweigend den Kopf, fast schien es ihr, als ob sie schon zu viel gesagt habe. Aber der Feldherr fuhr entgegenkommend fort: „Du frägst nie nach dem Wohlergehen Rhätiens, um das sich der Kaiser so viele Mühe gibt. Laß dir sagen, daß Rhätien ruhig ist und die Romanisierung glatt verläuft. Die provisorische Verwaltung wird bald durch eine endgültige abgelöst. Nächstens findet die Wahl des Prokurator's statt.“

„Wer wird rhätischer Prokurator?“ entfuhr es unwillkürlich Wagas Lippen.

„Ich weiß es nicht, es werden viele vorgeschlagen, Porcius aber schwerlich.“

„Du kennst ihn? Ist er nicht fähig?“

„Ich kenne ihn seit Beginn seiner amtlichen Tätigkeit und zweifle nicht an seinen Fähigkeiten.“

„Er würde eine Versetzung nach Rhätien als ein unverhofftes Glück betrachten.“

„Dem Kaiser steht die Wahl zu“, erwiderte Tiberius aufstehend.

„Dein Recht als rhätischer Eroberer —“

„Ich mache von solchen Rechten niemals Gebrauch.“

„Porcius ist ein edler Mann, durch Unglück in eine traurige Lage gekommen, er erträgt sein Schicksal mit Würde.“

„Und seine Tochter setzt seit zwei Jahren Himmel und Erde in Bewegung, um ihrem Vater zu helfen. Sie hat sich manches Römerherz gewonnen und auch zwei rhätische“, bemerkte Tiberius lächelnd. „Aber, Waga, diesmal geht dein Herz mit deinem Verstand durch, du bittest für einen Mann, den du nicht kennst.“

„Ich bitte?“ stammelte sie erschrocken, „wie dürfte ich es wagen?“

Sie hatten die Schwelle des Atriums überschritten und traten ins Vestibulum. Hier wartete Ovid auf weitere Befehle und sah unterdessen dem Würfelspiel Pechtiegels mit einigen müßigen Sklaven zu, die ihn täglich besuchten. Tiberius reichte Waga die Hand und sprach kaum hörbar: „Gewährt.“

Hatte er zu ihr gesprochen, zu Ovid, in die Lust hinaus? Sie wußte es nicht. Halb in Freude, halb in Schrecken kehrte sie ins Atrium zurück und dachte darüber nach, was sie sich vermesssen habe.

„Habt ihr den Mann gekannt?“ fragte Pechtiegel, als die beiden Männer das Vestibulum verlassen hatten.

„Wer kennt nicht Ovid?“ sagten die Römer stolz.

„Ich meine den andern.“

„Irgend ein Bürger der geringern Klasse“, erwiderte einer von ihnen und lachte über den ungeschickten Wurf Pechtiegels, der das Spiel entschied. Die Römer hatten gewonnen und strichen ihre paar Münzen ein.

„So ist es“, sprach Pechtiegel, auf den leeren Tisch blickend.

Als der Feldherr nach Hause zurückkehrte, kam er mitten in die Unruhe der Reisevorkehrungen hinein. Die Sänfte, die abwechselnd mit dem bequemen Reisewagen in Gebrauch kommen sollte, wurde eben von acht syrischen Sklaven in hochroter Kleidung in das Vestibulum getragen. Die Läufer standen schon bereit, und die numidischen Reiter warteten nur auf den Befehl, die Rosse vorzuführen. Tiberius befahl vorläufig, Viktor, den Rhätier, kommen zu lassen. Unterdessen begab er sich in die Bibliothek, um noch einige Bücherrollen zu holen. Es waren Werke über Staatskunst, dazu legte er einen ganzen Stoß vom feinsten Pergament, denn er wollte in der Einsamkeit der Sabinerberge arbeiten. Auch etwas Unterhaltungslektüre schien ihm zu behagen. Er wählte das Buch der Freundschaft, das Erzeugnis eines obskuren Poeten, das ihm aber zu seiner jetzigen Stimmung zu passen schien. Während er mit eigner Hand die Bücherrollen in dem runden Behälter ordnete, hörte er im offen stehenden Atrium eine Frauenstimme hell auflachen.

Er erkannte sie und begab sich rasch hinaus. „Julia“, sprach er streng, indem er die Kaisertochter fest beim Handgelenk fasste, „seit wann ist dein Mann gestorben?“

Julia stand da verwirrt und beschämt und fand keine Antwort. Endlich zeigte sie auf die Büste des

Romulus. Sie hatte, als sie den allezeit muntern Rhätier ins Vestibulum treten sah, sich nicht enthalten können, ihm die Apfelsine, die sie in der Hand hielt, an den Kopf zu werfen. Viktor fing sie in der gleichen Absicht auf, besann sich aber noch zu rechter Zeit und rief: „Kaisertochter, es wäre schade um deine hübsche Nase“, — zugleich flog die Frucht in so sicherem Wurf an die Nase des Romulus, daß sie daran kleben blieb. Darauf das Gelächter der Julia.

„Julia“, sagte Tiberius, „du bist ein Kind. Befreie die Nase deines Ahnen von der unwürdigen Zierde, dann setze dich her zu mir.“

Sie gehorchte diesmal ohne Widerrede.

„Ich gönne dir deinen Frohmut von ganzem Herzen, aber laß dir sagen, er bricht manchmal zur Unzeit durch.“

„Der ungeschickte Rhätier“, rief Julia, mit dem Weinen ringend, „mußte er gerade die Nase treffen?“

„Ich will wetten, du hast ihn herausgefördert“, sprach Tiberius sänftiglich weiter. „Höre, Julia, wir sind Bruder und Schwester, nun dein Mann gestorben ist, laß dich von mir leiten und führen.“

Julia stand rasch auf. Aber er hielt ihr Handgelenk mit eisernem Griffe fest.

„Gehst du zu Agrippina?“ fragte er, „so sage ihr, ich lasse sie grüßen. Ich habe gestern abend, während sie schlief, Abschied von ihr genommen. Jetzt habe ich

mich so lange bei dir verweilt, daß ich nicht mehr Zeit habe, sie zu sehen. Siehst du, was du getan hast?"

Julia machte sich eiligst davon.

Viktor trat ein; er schien in Verlegenheit zu sein. Tiberius nahm ihn für das vorhin begangene Verbrechen beim Ohrläppchen, dann legte er die Hand vertraulich auf seine Schulter und führte ihn in die Bibliothek. Ihr letztes Zusammensein blieb unerwähnt, denn Tiberius pflegte seine Stimmungen, wenn sie einmal vorüber waren, totzuschweigen.

Hier teilte er dem rhätischen Jüngling in kurzen, aber wohlwollenden Worten seine Pläne für seine Zukunft mit, und als dieser halb außer sich vor Überraschung und Freude seinen Dank zu stammeln begann, schob er ihn zur Türe hinaus. Daß er Waga die Bitte gewährt hatte, Porcius als römischen Prokurator nach Rhätien zu schicken, trotzdem er sie Viktor abgeschlagen hatte, verschwieg er.

Viktor besann sich nicht lange, was er zu tun hatte. Er lief wie toll durch die Straßen Roms, bis er im Freien war. Hier kam er einigermaßen zum Bewußtsein seines Glücks und verlangsamte seinen Schritt. Römischer Offizier, das überstieg alle seine Erwartungen. Der Titel verlieh ihm Unabhängigkeit, Ehre, Ruhm und das römische Bürgerrecht, ohne welches man nur ein halber Mensch war. So würde diejenige, zu der er jetzt eilte, die Auszeichnung aufpassen. Er freilich dachte nach der ersten stürmischen

Freude etwas kühler darüber. Wenn Rhätien unab-
hängig wäre wie ehedem, würde er den römischen Offi-
zier sofort an den Nagel hängen und zu seiner Herde
zurückkehren. Aber Rhätien war nun einmal eine
römische Provinz, und darein mußte er sich ergeben.
Er hatte in Rom genug gelernt, um einzusehen, daß
eine Auflehnung gegen die römische Herrschaft nutzlos
wäre. Nein, daran konnte niemand mehr denken,
wohl aber, wie man Rhätiens Lage am günstigsten
gestaltete. Und dies schien ihm dadurch, daß man
rhäitisches Wesen vor dem völligen Aufgehen in römi-
sches bewahrte. Dunkel lag die Empfindung in ihm,
daß eine Verschmelzung beider ein glückliches Resul-
tat haben mußte. Keinen Augenblick hatte er ver-
gessen, daß er der rhäitische Häuptlingssohn war und
alle seine Kräfte seinem Land gehörten. Hielte der
Feldherr sein Versprechen, ihn nach Rhätien zurück-
zusenden, so kam er auch in den Fall, diesem nützlich
sein zu können.

Alle diese Gedanken durchwogten unklar seinen
Kopf, während er vorwärts schritt, aber er kam nicht
dazu, einen einzigen festzuhalten; denn sein Herz schlug
Virginia entgegen. Eines wußte er sicher, er war
glücklich, und sie würde es auch. Heute war auch der
Tag, sie mit dem Fehlschlagen seiner Bemühungen
für die Prokuratorienwahl des Vaters bekannt zu ma-
chen; denn die erfreuliche Mitteilung seiner Standes-
änderung wog jene bittere auf.

Bald hatte er das Wäldchen erreicht, wo er sie das erstmal schlafend gefunden hatte. Seither hatten sie in der Waldeinsamkeit manche selige Stunde zusammen verbracht, des Glückes für den Vater harrend, ohne zu merken, daß ihnen selbst unterdessen ein ungesuchtes und ungeahntes Glück aufgegangen war. Nun erblickte er Virginia durch die Baumstämme, wie sie an einen Olivenbaum gelehnt stand und in den blauen Himmel hineinstarrte. Als er zu ihr trat, grüßten sie sich und reichten sich die Hand wie zwei ernsthafte Leute, die einen gemeinsamen Zweck haben.

„Viktor“, begann Virginia, „ich lese in deinem Gesicht, daß du etwas neues bringst. Gewiß hast du für die Prokuratorienwahl etwas getan.“

„Ich habe etwas getan, aber mit wenig Erfolg“, erwiderte Viktor zögernd, „Tiberius ließ mich kommen —“

„Mit wenig Erfolg? Viktor, Viktor, du hast es nicht verstanden, die Verdienste meines Vaters ins rechte Licht zu setzen.“

„Oder ich habe nicht den richtigen Augenblick gewählt.“

„Da haben wir es, der Feldherr war für dein Anliegen nicht empfänglich. Was ist vorgefallen?“

„Nichts. Ich habe eben nichts erreicht.“

„Nichts erreicht, das ist bald gesagt. Erzähle mir die näheren Umstände, damit ich dir raten kann.“

„Nein, die erzähle ich nicht.“

„Und warum nicht?“ fragte sie erstaunt.

„Weil es am Feldherrn ein Unrecht wäre.“

„Du hast also für den Feldherrn mehr Rück-
sichten als für die arme Virginia, die dir ihr ganzes
Vertrauen geschenkt hat“, sagte sie und wandte sich
schmolzend von ihm weg.

„Virginia, du mußt meine Gründe ehren“, mahnte
er sie ernst.

„Höre, Viktor“, begann sie nach einer Weile
sich besinnend, „es ist eigentlich ganz schön, daß du
verschwiegen bist und dich selbst von mir nicht zum
Schwätzen verleiten läßt. Wann hat eure Unterredung
stattgefunden?“

„Vor einigen Wochen. Ich habe dir die unan-
genehme Nachricht vorerthalten in der Hoffnung, dir
eine bessere bringen zu können. Heute hat mich der
Feldherr rufen lassen und —“

„Und der Vater wird rhätischer Prokurator“,
sprach sie zuversichtlich.

„Ich werde römischer Offizier und kehre nach
Rhätien zurück.“

Sie machte einen Sprung in die Luft, dann
rannte sie wie ein Kind in der Lichtung herum, stand
wieder vor Viktor still und rief: „Viktor, Viktor,
nun haben wir es gewonnen, wir gehen alle drei nach
Rhätien, und der Vater wird doch Prokurator.“

„Würdest du wirklich mit mir kommen?“
fragte er.

„O —“ ihr ganzes Wesen erstrahlte, als sie ihm in die Augen sah.

„Auch wenn dein Vater nicht Prokurator würde?“

„Das ist ganz undenkbar“, erwiderte sie zögernd, „der Vater macht sich in Rhätien in kurzer Zeit so unentbehrlich, daß dem Kaiser nichts anderes übrig bleibt, als ihn zu wählen.“

„Virginia, und wenn dein Vater die römische Erde nicht verlassen wollte, würdest du mit mir allein kommen?“

„Welch eine böse Frage“, sagte sie erbleichend.

„Virginia, gib Antwort“, bat er ganz demütig.

„Ja, dann — dann — wenn ich mich wirklich entscheiden müßte, weißt du, was ich tate?“ erwiderte sie, während große Tränen in ihre Augen stiegen. „Ich würde da herauskommen, wo wir uns so oft gesehen und mich an den Boden legen und nicht ja und nicht nein sagen und warten, bis ich gestorben wäre.“

„Und ich würde dich nicht sterben lassen, sondern in meine Arme nehmen und nach Rhätien tragen“, sprach Viktor feurig. „Und dein Vater kommt mit uns, auch wenn er nicht rhätischer Prokurator wird.“

Virginia öffnete die Augen weit, als ob plötzlich ein unbegrenzter Ausblick sich vor ihr auftue. Er nahm sie sanft und liebkosend in seine Arme und flüsterte ihr ins Ohr. „Verstehst du, nur als meine Frau kann ich dich nach Rhätien mitnehmen.“

„Ihr Götter, Viktor, was höre ich“, stammelte sie, „ich, die arme Virginia, die seit zwei Jahren vor den Türen der römischen Patrizier bittet, ich, deine Frau —“

„Unlöslich, unverbrüchlich nach Rhätierart“, fügte er rasch hinzu.

„Komm, Viktor, wir fliehen sofort“, rief sie leidenschaftlich. „Fort von diesem Rom, von diesem verhassten, ungerechten Rom, das meinen Vater in den Staub tritt, — und der Vater flieht mit uns.“

„Nein, Virginia, wir fliehen nicht“, sprach Viktor ernst, fast feierlich, „wir gehen, wenn meine Zeit gekommen ist. Auf dem Marsfeld muß ich für meine künftigen Pflichten noch vorbereitet werden. Unterdessen vergißt du die Unbill, die deinem Vater widerfahren ist, streifst alle Bitterkeit ab, und wenn du mit fröhlichem Herzen nach Rhätien kommst, fängst du ein neues Leben an.“

„Ja“, sagte sie, während ihr vor Seligkeit die Tränen aus den Augen stürzten.

„Komm, wir sprechen gleich mit deinem Vater, heute ist er zu Hause.“

Sie fassten sich bei der Hand und traten aus der Lichtung heraus. Viktor sah erst heute, daß der römische Himmel blauer war als der rhätische, die Blumen leuchtendere Farben hatten, und die Bäume in reicherm Blätterschmuck prangten. Sie sprachen nichts Zusammenhängendes mehr. Ein paar Worte

wie das Zwitschern der Schwalbe flog zuweilen von einem zum andern, ein kurzes Lachen wie das Aufjubeln der Lerche ertönte hie und da von ihren Lippen. Dann schwiegen sie wieder und schritten rüstig auf das Landhaus zu. Im Atrium bekränzte Balbilla die Altäre der Götter mit frischem Laub, denn es war Feiertag. Als sie die beiden glückstrahlenden Menschenkinder ohne Gruß an ihr vorüberschreiten sah, murmelte sie ihnen nach: „Nun will ich Porcius glauben, daß Roms Ende bald da sei. Der Barbar hält die Herrin bei der Hand, und sie lacht vor Freude darüber.“

Virginia führte Viktor geraden Weges zum Vater. Dieser schien erfreut: „Sieh da, der Rhätier“, sprach er mit freundlichem Gruß, „lange nicht gekommen.“

„Doch, jeden Tag bis zum Olivenwäldchen.“

„Olivenwäldchen nicht mein Haus“, erwiderte der Patrizier mit einem Lächeln. „Wälder sind Aufenthaltsorte für Rhätier, aber nicht für Römer.“

„Virginia ist gern im Wald, wir haben uns dort alle Tage gesehen“, sagte Viktor keck.

„Was?“ Ein so maßloses Erstaunen zeigte sich in den Zügen des Römers, daß Viktor einen Augenblick seine Sicherheit verlor.

„Dort haben wir uns kennen gelernt, dort haben wir unsre Bekanntschaft fortgesetzt“, und sich

schnell ermannend, fuhr er mit der früheren Festigkeit fort, „und jetzt bin ich da, um deine Tochter als meine Frau von dir zu erbitten.“

Das Erstaunen des Patriziers nahm zu, und die Antwort blieb aus. Virginia fiel dem Vater lachend und weinend um den Hals und rief: „Vater, hast du ihn nicht verstanden? Gib doch Antwort, Viktor wird römischer Offizier und kehrt nach Rhätien zurück, und wir können beide mit ihm gehen, wenn wir wollen.“

„Nach Rhätien!“ Porcius sprach kein Wort weiter, aber Viktor bemerkte an ihm den gleichen Ausdruck, als ob er in eine unbegrenzte Ferne blickte, wie vorhin an Virginia.

„Vater“, wiederholte diese leidenschaftlich, „so gib doch Antwort. Die Kette ist zerbrochen, die uns an dies verhasste Rom fettet, die Hand, die uns hinübersleitet in eine bessere Heimat, streckt sich uns entgegen. Vater, ein Fürstensohn wirbt um die arme, verachtete Virginia. Gib Antwort.“

Viktor wandte sich rasch nach ihr um und sprach fast verweisend: „Was ist das wieder, Virginia? Ich habe dir schon vielmals gesagt, du solltest dir mein Fürstentum aus dem Kopf schlagen. Ich biete dir eine Scholle, eine Heimat und einen Herd. Du mußt mit deinen Patriziergewohnheiten brechen, mein armes Haus als deine Welt betrachten und mir unverbrüchliche Treue halten. Das ist Rhätierart, und unter

feiner andern Bedingung nehme ich dich nach Rhä-
tien mit.“

„Brav, Viktor, brav“, entfuhr es den Lippen
des Patriziers.

„Und dir Porcius“, fuhr Viktor im gleichen Tone
fort, „sage ich zum Voraus, daß du schwerlich rhäti-
scher Prokurator wirst.“

Mitten im Ernst lachte der Patrizier laut auf.
„Ich rhätischer Prokurator? Bist du von Sinnen?“

Viktor sah fragend und verlegen nach Virginia.
Diese stand da wie mit Blut übergossen und ant-
wortete nichts.

Der Patrizier machte ein paar Gänge durch das
Gemach, dann blieb er vor den beiden stehen und
sagte lächelnd: „Ihr habt hinter meinem Rücken ge-
handelt, das ist nicht schön.“

„Wahrhaftig“, das haben wir“, rief Viktor wie
aus den Wolken fallend, „daran hatte ich noch nicht
gedacht.“

„Aber, Viktor, du hast die Tugenden der Bar-
baren, du bist wahrhaft und treu, deswegen gebe ich
dir Virginia zur Frau.“

Viktor kam in einem Taumel des Glücks nach
Hause und erzählte der Schwester zum erstenmal von
seiner Liebe zu Virginia und zugleich von der erfolg-
reichen Werbung beim Vater. Waga hatte in Rom
das Erstaunen verlernt und begnügte sich daher, sich
mit dem Bruder seines Glückes zu freuen. Dann

fügte dieser lachend hinzu, wie Virginia hinter dem Rücken des Vaters die Prokuratorwahl betreibe, wie er selbst sich dafür bei Tiberius verwendet habe, und wie übel er angekommen sei. Waga stützte, sie hätte dem Glück des Bruders durch ihr „Gewährt“ des Feldherrn die Krone aufsetzen können, aber eine unerklärliche Scheu hielt sie davon zurück.

Schon am nächsten Tag wurde Viktor auf dem Marsfeld stationiert. Waga begab sich der Weisung des Feldherrn gemäß zu Agrippina. Sie fand Julia bei ihr.

Agrippina empfing sie mit Tränen in den Augen. „Weißt du, Waga“, sprach sie leise, „daß Tiber für längere Zeit nach den Sabinerbergen verreist ist? Jetzt, so schnell nach dem Tode meines Vaters.“

„Auf Anordnung der Kaiserin“, ergänzte Julia zornig, und erging sich in eine Flut von Schmähungen auf Mutter und Sohn.

„O, Julia, sprich nicht so“, bat Agrippina, „er liebt mich ja.“

Darauf wurde Julia still.

„Er hat nicht einmal Zeit gehabt, von mir Abschied zu nehmen“, flagte Agrippina weiter.

Waga dachte an die lange Unterredung mit dem Feldherrn vor seiner Abreise und fühlte einen Stich im Herzen. Sie sah, daß die beiden Frauen, die gemeinsames Leid hatten, sich selbst genug waren und

entfernte sich bald. Es tat ihr weh, daß sie nicht wieder gerufen wurde. Viktor kam selten vom Marsfeld nach Hause, und sie fühlte sich vereinsamt. Zwar hatte sie noch Ovid und die Bücher, aber oft legte sie diese bei Seite und träumte von Rhätien und den Alpen.

Eines abends, als das Heimweh sie übermannen wollte, erschien ein Bote bei ihr, der ihr ein verschlossenes Pergamentblatt mit der Bemerkung über gab, er werde sich morgen wieder einstellen, da er möglicherweise eine Antwort mitzunehmen habe. Sie erkannte mit Staunen das Siegel des Tiberius, löste es sorgfältig und las eine Elegie an die Alpen, welche mit den Zeilen schloß:

„Zögernd falt' ich das Blatt, drücke mein Siegel darauf,
Ob die Rhätierin lächelt über die hinkenden Verse?
Ob sie mit Kälte zurückweist den allzuvertraulichen Gruß?
Ob sie ein Wort mir schickt in das öde Sabinergebirge?“

Waga las das Gedicht zweimal, dreimal, dann unzählige mal, der Inhalt paßte so sehr zu ihrer Stimmung, daß sie es als Glück empfand, sich in ein so getreues Bild der Alpen versenken zu können. In dieses Glück mischte sich ein Gefühl der Dankbarkeit gegen den Feldherrn, der Rhätien eine so warme Erinnerung bewahrte, und es nicht verschmähte, sie derselben teilhaftig werden zu lassen.

Der Feldherr erwartete Antwort. Ob sie es wagte? Sie hatte hie und da spielernd lateinische Verse

gemacht, die Ovid ein gütiges Lächeln abgewonnen hatten. Nach kurzem Besinnen tauchte sie das Rohr in die schwarze Flüssigkeit und schrieb:

Leihe mir, Ovid, das Rohr, damit ich in würdiger Rede
Sende den Gruß zurück nach dem öden Sabinergebirge,
Wo Tiberius weilt, gedenkend in Liebe der Alpen.

Ach, wie ward mir, der rhätischen Jungfrau, als ich von
Norden

Lenkte den wandernden Fuß nach Latiens glühenden
Fluren,

Und das Wunder der Neuzeit erblickte, die herrliche Stadt.

Darauf folgte ein Panegyrikus auf Rom und seine unvergänglichen Denkmäler; besondere Erwähnung widmete sie dem Pantheon, wo sie mit den römischen Göttern Versöhnung gefunden hatte. Den Schluß bildete eine Hymne an das ewige Licht, als oberste Gottheit und Quelle alles Bestehenden.

Am folgenden Morgen gab sie dem Boten das Blatt, nahm die Elegie an die Alpen zu sich und begab sich damit zu Agrippina, ohne erst auf eine Aufforderung zu warten. Sie wurde gleich vorgelassen und traf wieder Julia bei ihr; die beiden Frauen schienen unzertrennliche Freundinnen geworden zu sein. Agrippina empfing sie lieblich und freundlich wie immer, aber sie sah matt und bleich aus, und in ihrem Wesen lag etwas Verschleiertes, das Waga nie an ihr bemerkt hatte. Julia hielt ein Blättchen in der Hand und rief

ihr entgegen: „Endlich hat Agrippina Nachricht von ihrem Gatten.“

„Erst jetzt?“

„Erst jetzt. Agrippina, wollen wir der Rhätierin den Inhalt des Briefes mitteilen?“ Sie nickte und Julia las: „Agrippina, laß endlich die Trauer um deinen Vater, wir sind alle sterblich. Du bist jung und schön und hast ein Anrecht auf das Leben. Vertraue dem Kaiser und stelle keine Fragen an die Götter.“

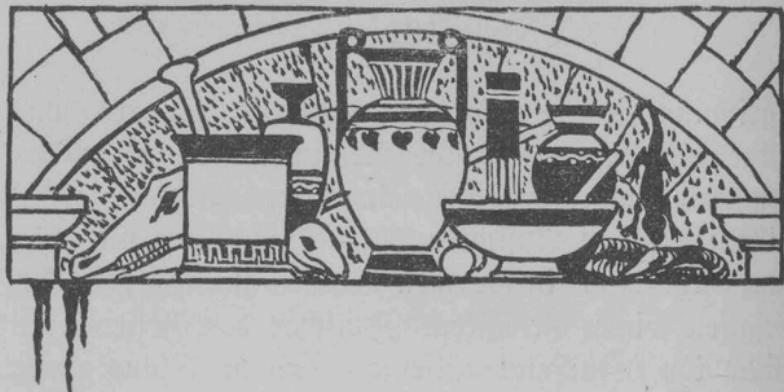
„Das alles?“ entfuhr es Wagas Lippen, und unwillkürlich drückte sie die Elegie tiefer in die Falten ihres Gewandes.

„Das alles“, wiederholte Julia langsam, während Agrippina zur Seite blickte. Waga war besangen und entfernte sich bald, ohne die Elegie hervorgezogen zu haben.

Zu Hause hatte sie das Gefühl, daß sie Agrippina ein Unrecht abzubitten habe. Welches? Daß der Gruß des Feldherrn an sie länger ausgesfallen war, als an die eigene Gattin? Nein! Die Erinnerung an Rhätien hatte den Feldherrn in der Einsamkeit der Sabinerberge übermannt, und er hatte seiner Stimmung in Versen Ausdruck gegeben. Wem anders hätte er sie mitteilen sollen, als ihr, der Rhätierin?

In den nächsten Tagen erschien der Bote wieder. Zwischen dem römischen Feldherrn und der rhätischen Häuptlingstochter entspann sich ein artiger Briefwechsel in Versen. Sie fragte ihm hie und da, daß

Agrippina sie nie mehr kommen lasse. Er ging darüber hinweg, schrieb ihr Reminiszenzen an Rhätien und andere eroberte Länder und Völker, ja, er teilte ihr sogar Ansichten über Staatskunst mit und dankte ihr dann in warmen Worten für ihr schnelles Erfassen seiner Gedanken. Zwischen den Zeilen aber bliebte ihr manchmal rätselhaft und dunkeläugig ein unbekanntes Etwaß entgegen, an das sie sich nicht heranwagte. Es nahm immer bestimmtere Gestalt an, und zuletzt schälte es sich als strahlendes Götterbild heraus mit dem Füllhorn von Glück und Segen in den Händen — der Traum der Weltherrschaft. Das Bild hatte etwas Erschreckendes und Verückendes zugleich. Ja, Tiberius, Herrscher der Welt — er war dazu wie geschaffen, aber Agrippina?



Neuntes Kapitel.

Während Tiberius in der Einsamkeit der Sabinerberge sich für das römische Konsulat, die nächste Stufe der Ehren, die seiner warteten, vorbereitete, war Livia in Rom auf verschiedenen Wegen für die Zukunft des Sohnes tätig.

Der Kaiser nannte Livia die aufgeklärteste Frau ihrer Zeit. In der Tat überragte sie an Bildung hoch die Damen des Patrizierstandes, die mit griechischem Geschwätz und wissenschaftlichen Spielereien ihre müßigen Tage verbrachten. Die berühmtesten Dichter, Philosophen, Redner und Ärzte waren in ihrem Atrium willkommene Gäste und fühlten sich durch ihre Huld hoch geehrt.

Livia trug ihre Kenntnisse nicht zur Schau, aber sie bemühte sich, in den Urgrund aller Dinge zu dringen. Im oberen Stockwerk des kaiserlichen Palastes hatte sie für ihren Leibarzt ein Laboratorium eingerichtet, in welchem sie gemeinschaftlichen Studien ob-

lagen. Auf Regalen standen Tiegel, Mörser, Amphoren und Ampullen mit Flüssigkeiten, Ölen und Salben aller Art, auf den Tischen lagen schneidige Instrumente neben den Überresten von Tieren und Pflanzen, die Livia dem Kaiser lachend zeigte, wenn es ihr beliebte, ihn einmal in ihr Heiligtum zu führen. Dies geschah aber selten, denn meistens arbeitete sie mit dem Arzt bei verschlossenen Türen. Von ihm hatte sie den ersten Unterricht in der Pflanzenkunde erhalten, welche ihr Lieblingsstudium geworden war, hierher wanderte, was die Erde an heilsamen und schädlichen Kräutern hervorbrachte, hier kochten und brauteten sie stundenlang Säfte, die zum Heil und Unheil der Menschen zuerst an Verbrechern und Tieren erprobt wurden.

Die Quintessenz ihrer Forschungen lag in einem Kästchen verschlossen, dessen Schlüssel die Kaiserin beständig bei sich führte. Niemand, auch nicht der Kaiser, dem sie einmal stillschweigend den Inhalt, ein paar winzige Fläschchen zeigte, hatte eine Ahnung, daß Leben und Tod an den wenigen Tropfen Flüssigkeit hing. Livia selbst fühlte Grauen und Entsetzen, als sie inne wurde, welche furchtbare Waffe sie in Händen hielt. Sie besaß in ihr eine Macht, die stärker war als Feuer und Schwert, die heimlich und unerklärt unüberwindliche Schwierigkeiten beseitigte, ohne Verdacht zu erregen. Sie wußte, sie bahnte damit Tiberius den Weg zum Thron — wenn sie wollte. Aber so groß war das Entsetzen vor der jahrelang gesuchten

und endlich entdeckten Waffe, so ungeheuer die Verantwortung, die ihr dieselbe auferlegte, daß sie sich das menschliche Recht absprach, von ihr eigenmächtigen Gebrauch zu machen. Sie unterstellte ihre Entscheidungen einer höhern Potenz, der Sternenwelt. Livia, die mit klarem Verstand die Verhältnisse erwog und Schlüsse zog und nicht davor zurückbebt, diese auf die Weltgeschickte anzuwenden, ergab sich in ihrer Ge- wissensnot heimlich der Astrologie, dieser Astro- wissenschaft, wie der Kaiser sie nannte, die sich in Rom wie ein Fieber aller Stände bemächtigt hatte. Neben dem Laboratorium des Leibarztes hatte sie ein Gemach für einen ägyptischen Astrologen eingerichtet, von welchem sie sich in der Sterndeuterei unterweisen ließ.

In einer schwülen Nacht weilte dort Livia allein. Sie hatte den Astrologen weggeschickt, denn sie erwartete ein Zeichen, das auch er nicht verstehen sollte. Seit drei Nächten hatte der Schlaf sie gemieden. Ihr Kopf glühte, und ihre Pulse schlugen fieberisch, als sie alle ihre Kräfte ins Auge bannte und es suchend und bittend zum Himmel erhob. Die Luft war ruhig und durchsichtig, und vom dunkeln Grunde strahlte die goldene Schrift in seltener Klarheit hernieder. Plötzlich zuckte sie zusammen, und ihr ganzes Wesen erzitterte unter der Gewalt eines fremden Einflusses. In einem bekannten Sternbild glaubte sie eine neue Konstellation entdeckt zu haben. Nun traten einzelne große Sterne, wie feurige Augen hervor, und der ganze Himm-

mel schien auf einmal in Geheimnis getaucht. Und während sie ihre Sehkraft in höchster Anstrengung anspannte, formten sich die feurigen Augen zu Schriftzügen, die klar vom schwarzen Firmament zu lesen waren. Das lang erwartete und erschafte Zeichen war endlich da. Der Name Tiberius glühte in Lettern, die das menschliche Auge kaum umspannte, über der römischen Erde. Kein Zweifel mehr, der Genius des Tiberius waltete über Roma, und ihre Geschicke waren unlöslich aneinander gefettet.

Livia erschauerte vor dem entschleierten Geheimnis und sank anbetend vor den unbekannten Schicksalsmächten nieder. Als sie aufblickte, war das Zeichen verschwunden, und sie fühlte eine tiefe Ermattung. Aber die innere Zuversicht war geblieben. Der Himmel hatte gesprochen, die Zeit des Handelns war gekommen, und ein Unrecht wäre es gewesen, länger damit zu zögern. Morgen schon wollte sie das Werk beginnen und nicht ruhen, noch rasten, bis der Wille der Unsichtbaren erfüllt war. Fort mit allen Hindernissen! Sie raffte sich auf und zog die warme Umhüllung dichter um sich, denn sie fröstelte. Dann begab sie sich in ihr Schlafgemach und ließ sich von Acte einen Schlaftrunk reichen, sie fühlte, daß sie entweder schlafen oder krank werden mußte. Das Mittel verfehlte seine Wirkung nicht, und am Morgen zeigte Livia die gewohnte Frische.

Die Kammerfrau bemerkte einen unternehmenden

Zug um den Mund der Kaiserin, und während sie den Kamm durch ihr Seidenhaar zog, erwartete sie ihre Anrede.

„Acte“, begann die Kaiserin in der Tat, „wie lange ist Tiberius schon in den Sabinerbergen?“

„Seit dem Begräbnis des Agrippa, zwanzig Tage sind es.“

„Was sagt Rom dazu?“

„Rom besinnt sich, warum der Feldherr ohne alle Not seine angebetete Gattin in so schwerer Bekümmernis allein lässt.“

„Ich habe ihn nicht lange bereden müssen, seine angebetete Gattin allein zu lassen. Was sagt Rom weiter?“

„Rom wartet auf Stoff zu Klatsch und sagt vorläufig nichts weiter.“

„Acte, wieviel Mal ist der Briefbote des Feldherrn bei der Rhätierin eingekehrt?“

Die Kammerfrau überlegte, ob sie die Wahrheit sagen dürfe, denn die Kaiserin war ungehalten, daß der Sohn ihr so spärliche Nachrichten hatte zukommen lassen. „Zweimal“, sagte sie vorsichtig und als sie sah, daß die Kaiserin ruhig blieb, „vielleicht auch zweimal zwei.“

„Ich sehe in das Verhältnis mit der Rhätierin nicht klar. Ovid schwört auf die Tugend der Jungfrau, am Ende ist es gut, wenn Tiberius unter ihrem Ein-

fluß steht. Dauert die Freundschaft mit Agrippina fort? Ist Agrippina noch am gleichen Tisch mit ihr?"

„Agrippina ist seit vorgestern nichts mehr, sie nimmt nur Wasser zu sich. Es ist ihr ein Unfall begegnet. Als sie vom Pantheon, wo sie beim Aschenkrug ihres Vaters ihre Andacht verrichtet hatte, heimkehrte, erscholl eine Stimme aus dem Gedränge: Agrippina, Agrippina, suche dir einen andern Mann, denn Tiberius wird die Kaisertochter heiraten. Sie fiel ohnmächtig in die Sänfte zurück und ist jetzt krank.“

Acte hatte den Vorfall, wie andere Neuigkeiten in sanftem Plauderton erzählt. Die Kaiserin aber wandte sich so rasch nach ihr um, daß sie Mühe hatte, den Kamm festzuhalten und sprach lebhaft: „Endlich, das ist doch etwas, das einem Ereignis ähnlich sieht.“

„Ja“, erwiderte Acte, die das angenehme Gefühl hatte, nicht mehr durch die Blume reden zu müssen, „die Römer begreifen sehr wohl, daß die Heirat des Feldherrn ein Mißgriff war. Die Kaisertochter ist nun frei, aber leider nicht er, der Feldherr.“

„Er ist nicht frei, aber von Agrippina losgelöst“, sagte die Kaiserin. „Wissen möchte ich aber, ob diese Kätzchen, die mir dazu gedient hat, ihm über die Unbedeutenheit seiner Frau die Augen zu öffnen, ein Hindernis für seine Verbindung mit Julia werden könnte.“

„Das ist nicht möglich, der Feldherr ist zu klug.“

„Ja, aber jedermann kennt die Abneigung Julius gegen ihn, sie könnte den Umstand benutzen, um uns zu trozen.“

„Dem Kaiser und der Kaiserin trozen?“ rief Acte im Tone des Unglaubens, während doch ein Zug leichten Spottes hinter dem Rücken der Kaiserin sich in ihrem Gesicht zeigte, aber wird der erhabene Kaiser diese Verbindung wünschen?“ fügte sie bescheidenlich hinzu, „er liebt Agrippina so sehr.“

„Spüte dich“, erwiderte die Kaiserin, die das Gespräch nicht fortführen wollte, „der Kaiser wird bald zum Morgenbesuch da sein.“

Die Kammerfrau ließ sich das nicht zweimal sagen. Bald stand Livia schön und stolz wie ein Baum in voller Kraftentfaltung zum Empfang des Kaisers bereit, und Acte zog sich zurück.

Der Kaiser kam. Livia empfing ihn voll Zärtlichkeit und Freude und machte ihm neben sich Platz. „Octavian“, begann sie, „ich bin um dich besorgt, du siehst nicht gut aus, seit dem Tode des Agrippa habe ich dich nicht mehr froh gesehen.“

„Ich kann mich über seinen Tod nicht so bald hinwegsetzen“, erwiderte der Kaiser ernst, „der Freund hat mir einst die Welt zu Füßen gelegt.“

„Das ist es nicht, was dich so bewegt, sondern der Verlust der Liebe und Treue, die mit ihm zu

Grabe gegangen sind. Jugendfreunde, die uns durch das Leben begleiten, sind selten. Octavian, wir sind alt geworden.“

„Ja“, sprach der Kaiser ergeben.

„Aber“, fügte sie rasch hinzu, „wenn wir auch alt geworden sind, Rom ist jung geblieben. Komm.“

Sie führte ihn an das Fenster. Bei dem Anblick, der sich ihnen darbot, blieben sie stumm bewegt mit verschlungenen Händen nebeneinander stehen im lebhaften Gefühl der Zusammengehörigkeit, das sie durch das Leben begleitet hatte. Die Morgensonne warf eine Flut von Licht auf die tausend Kuppeln und Zinnen der ewigen Stadt. Auf der fast unübersehbaren Menschenstätte regte sich tausendfältiges Leben; alle Völkerchaften der Erde hatten hier ihre Zelte aufgeschlagen. Livia fühlte diesen konzentrierten Pulsschlag der Welt in den eigenen Adern klopfen. Rom war die Welt, und ihr Geschlecht war eins mit beiden. Für Rom war sie imstande jedes Opfer zu bringen, ihr Leben, dasjenige ihrer Kinder. Und sie besaß die Macht, Rom durch ihre Söhne zu Sonnenhöhen zu führen. Es kam etwas wie Weihe über sie. Das Mittel, das sie in Händen hielt, verlor seine Furchtbarkeit; es war eine Notwendigkeit, und eine Feigheit wäre es gewesen, davon nicht Gebrauch zu machen.

„Octavian“, unterbrach sie das Schweigen, „Rom wird uns verlieren, wie es den Agrippa verloren hat, wer ersetzt uns? Wer unter allen Senatoren und

Feldherrn ist würdig, die Stelle des Augustus einzunehmen?"

„Wird Rom wieder Republik?“ gab Augustus zurück.

„Nein, die Tugenden, welche die Republik groß gemacht haben, sind ausgestorben und — entbehrlich. Die Welt verlangt heutzutage Fähigkeiten statt Tugenden.“

„Beides“, sagte der Kaiser.

„Gut also, auch Tugenden, aber solche, die der Erkenntnis entspreßen. Waffen allein machen sich die Welt nicht mehr untertan, der Geist muß sie führen.“

„Meine Enkel sind da“, sprach der Kaiser nach einer Weile des Nachdenkens.

„Ein schwaches Geschlecht, mein armer Octavian. Traurig. Wenn es nur aufkommt. Im Notfall sind meine Söhne da.“

Der Kaiser streichelte die Hand der Gattin, als ob er ihr Abbitte tun wolle, während er sprach. „Du weißt, ich liebe Tiberius nicht.“

„Ich weiß es, aber du darfst dein Herz nicht befragen, sondern deinen Kopf, Tiberius besitzt die Fähigkeiten, Weltführer zu werden.“

„Auch die Tugenden?“

„Nein“, erwiderte Livia fest, „aber ein Sprößling des Tiberius und der Julia würde vielleicht alle Vorzüge in sich vereinigen, welche unsere Geschlechter durch acht Jahrhunderte groß gemacht haben.“

Das Wort war heraus. Der Kaiser, der bis jetzt solche Hinweisungen immer abgelehnt hatte, schwieg. Sie fuhr fort: „Und von einem solchen Geschlecht geführt, würde sich Rom jahrtausendelang auf seiner jetzigen Höhe erhalten können.“

„Wenn man das wüßte“, sprach Augustus nicht ohne Erregung, „Griechenland, Ägypten haben den Stärkern gefunden, wird es uns nicht ebenso ergehen? Der Norden verfügt über unbekannte Völkerkräfte. Doch daran wollen wir jetzt nicht denken“, fügte er ruhig hinzu, „mein Augenmerk ist vorläufig auf den Führer gerichtet, der für seine Zeit ausreicht.“ Er klopfte mit seinem Finger gegen ihre Stirn. „Dass ich dabei so töricht sei, den fähigen und tapfern Tiberius zu übersehen, obwohl ich ihn nicht liebe, wirst du doch nicht glauben?“

Ein triumphierender Blitz zuckte in den Augen der Kaiserin auf, aber sie hatte von ihrem Gatten Selbstbeherrschung gelernt. „Du triffst immer das Richtige“, sprach sie im Tone der Dankbarkeit. „Rom wünscht Tiberius zu deinem Nachfolger, Rom wünscht eine Verbindung zwischen Tiberius und Julia, Rom wünscht, dass der Geist des großen Cäsar und des großen Augustus sich in ihrem Geschlecht forterbe.“

„Ich weiß es, aber Rom muss es zuerst aussprechen, nicht ich“, sagte der Kaiser mit Bestimmtheit.

„Rom wird es aussprechen. — Und Oktavian,

ein Kind meines Sohnes, deiner Tochter, unser Enkel, das Glück läßt sich nicht fassen.“

„Die Frau kommt bei der Kaiserin immer zum Vorschein“, erwiderte der Kaiser voll Liebe.

Livia besann sich, ob sie den Vorteil der Stunde weiter ausnutzen solle. Sie widerstand der Versuchung, sie hatte heute schon viel erreicht; nicht daß sie beim Kaiser neue Gedanken angeregt hatte, aber sie hatte ihn dazu gebracht, solche, die er mit sich herumtrug, offen auszusprechen. Schritt um Schritt wollte sie ihn dem Ziel entgegendorängen, das ihm geboten, aber nicht ganz begehrenswert erschien. Er mußte ihre Söhne adoptieren und Tiberius als Mitregenten ernennen, dann war diesem die Herrschaft sicher.

Daher begnügte sie sich einstweilen mit dem Gewonnenen und sagte noch in schmerzlichem Nachsinnen: „Das einzige, das unser Glück trüben würde, ist, daß wir die gute Agrippina opfern müßten.“

Der Kaiser nickte traurig: „Die Tochter meines Agrippa.“

„Sie wird einsach von Tiberius geschieden, es braucht nichts anderes.“

„Es braucht nichts anderes“, wiederholte der Kaiser und blickte mit seltsam starrem Blick in die Weite.

„Wer zur Sonne fliegen will, darf sich durch Wolken nicht beirren lassen“, murmelte sie fast unhörbar. „Der Sohn des Cäsar, der Sohn des An-

tonius sind nicht mehr. Sie waren Rom ein Hindernis auf seinem Siegesgang, sie mußten verschwinden, und sie verschwanden. Rom begriff es und fragte nicht.“

Der Kaiser legte seine Hand auf die der Kaiserin. „Du hast früher solche Ansichten zu offen ausgesprochen. Du weißt, sie haben den Verdacht erregt, daß du mit dem Leibarzt verbotene Künste treibest.“

„Ich weiß, was man von meinen unschuldigen Liebhabereien hält und werde vorsichtig sein“, erwiderte sie, von ihm ein wenig wegrückend.

Der Kaiser beobachtete sie scharf.

„Oktavian“, begann sie nach einer Weile, sich ihm wieder nähernd und ihm voll ins Auge sehend, „der Sohn des Cäsar, der Sohn des Antonius sind verschwunden, bevor ich — Pflanzenkunde trieb, und so wenig wie Rom fragte ich wie. Was die Welt nun von mir spricht, muß mir gleich sein, solltest du aber jemals an der Redlichkeit meiner Absichten zweifeln, so wäre es mein Tod.“

„Ich an dir zweifeln?“ erwiderte er ruhig. „Ich weiß ja, wenn deine Kunst dir auch eine gefährliche Waffe in die Hand gegeben haben sollte, würdest du sie doch niemals gegen die meinigen gebrauchen.“

Die Kaiserin atmete auf. „Hast du niemals erlebt“, sprach sie gleichmütig weiter, „daß ein Schatten über eine sonnige Landschaft fliegt, ohne daß man weiß, woher er kommt? So ist es mit dem Ver-

trauen zu unsern Lieben, manchmal steigt ein Verdacht auf, man weiß nicht woher, warum."

Acte meldete der Kaiserin die Senatoren Claudius und Calpurnius. Der Kaiser ging.

Die Kaiserin sammelte sich, vertauschte ihre bequeme Hauskleidung gegen ein feierliches Trauergewand und begab sich ins Atrium. In hoheitsvoller Ruhe, der ein leiser Zug von Wehmut beigemischt war, trat sie den zwei einflussreichsten Männern des Senats entgegen, die ihr für die Huld dankten, sie beim Morgenempfang vorzulassen. Sie sprach kurz und würdig vom Verlust, der Rom betroffen habe, denn sie hatte die Senatoren seit dem Tode des Agrippa nicht mehr gesehen, dann einfach und vertraulich vom Kaiserhaus. Nimmer würde sich der Kaiser durch den Tod eines einzelnen Mannes, und sei es auch sein liebster Jugendfreund, so niederdrücken lassen, wenn die Aussichten für seines Hauses Zukunft erfreulicher wären. Aber ach, der Kaiser, dem alle öffentlichen Unternehmungen gelungen seien, habe in der eigenen Familie kein Glück. Sie erinnerte die beiden Römer an jene Zeit, da der junge Oktavian von Griechenland nach Rom zurückgekehrt war, um das Erbe seines Onkels, des großen Cäsar, anzu treten, das ihm Antonius streitig machen wollte. Damals hatten sich ihm die beiden Patrizier angeschlossen und waren ihm auf seinem glorreichen Lebensgang treu geblieben, bis zur gegenwärtigen Stunde. Livia

wurde nicht müde, ihnen jene Ereignisse ins Gedächtnis zurückzurufen, bei welchen sie selbst eine tätige Rolle gespielt und die den Grund zu ihren späteren senatorischen Ehren gelegt hatten.

„Rom ist mit uns groß geworden, wir haben die höchsten Würden erreicht“, sprach sie weiter. „Dir, Calpurnius, war das Schicksal besonders gewogen, du erfreust dich einer zahlreichen Familie und hast Aussicht, Rang und Reichtum auf deine Nachkommen schaft zu vererben. Nicht wahr, du stammst von König Roma ab? Du, Claudius, hast nur eine Tochter, aber wenn ich recht gehört habe, wirst du sie bald an deines Bruders Sohn verheiraten, und euer berühmtes Geschlecht — ich glaube, es ist ebenso alt wie das der Julier und Claudier — wird sicherlich nicht aussterben. Nur der Kaiser steht allein auf dem Gipfel seines Ruhmes.“ Bei diesen Worten legte sich auf die Stirn der Kaiserin eine Falte, die sie plötzlich um zehn Jahre älter erscheinen ließ.

Wie gern hätten die Patrizier der erhabenen Frau ein Wort der Teilnahme gesagt, aber wie konnten sie das, ohne zuzugeben, daß sie der Teilnahme wirklich bedürftig sei? „Er hat ja dich, seinen Trost und seine Stütze“, fiel es endlich dem Claudius ein.

„Er hat mich“, erwiderte Livia gütig, „aber in unserer Ehe zeigt sich wieder einmal das Walten der Götter. Wir haben uns über alle Schranken hinweggesetzt und in jugendlicher Leidenschaft unsere Ehe

geschlossen. Wir haben unsren Schritt niemals bereut, denn unsere Ehe wurde eine glückliche, aber der Leibeserbe ist uns versagt geblieben.“

Diesmal wußte keiner von beiden etwas zu sagen.

„Julia macht uns auch Sorgen“ — die Kaiserin sah in die Luft hinaus. „Durch ihre unwillkürliche Hingabe an alle Regungen ihres heißen Gemüts, fordert sie die Welt zu ungerechtem Urteil heraus.“

Wieder schwiegen beide Senatoren.

„Tiberius, mein eigener Sohn, hat von der trefflichen Tochter des Agrippa keine Kinder, und mein Drusus ist im Kampfe mit den Barbaren in beständiger Gefahr. Habt ihr von seinem neuen Sieg gehört?“

„Wir haben davon gehört, er ist ein Held“, beeilten sich beide zu erwidern.

„Würden wenigstens die Kinder unserer Julia für die Zukunft sichere Gewähr leisten, aber auch diese Hoffnung versagt, es ist ein schwaches Geschlecht.“

„So sagt man“, sprach Calpurnius und bereute es sogleich, denn aus den Mienen der Kaiserin war der Eindruck seiner Bemerkung nicht zu ersehen.

Livia sah eine Weile trübselig vor sich nieder, dann erhob sie den Blick und sagte einfach: „Senatoren, vergeßt, was eine Frau in bekümmter Stunde geplaudert hat und macht keinen Gebrauch davon. Der Kaiser denkt selten an sein einsames Alter. Rom und seine Erfolge genügen ihm. Er ist stärker als ich.“

Die Senatoren murmelten unverständliche Worte.

„Wir werden uns wiedersehen“, sprach Livia zum Schluß sie huldvoll entlassend. „Nicht nur die Jugend vereinigt die Menschen, auch das Alter, nicht wahr?“

Die Senatoren gingen.

Livia lenkte ihre Schritte nach dem Laboratorium. Sie hoffte allein zu sein, aber der Leibarzt war schon da und zerstampfte mit einem Mörser etwas, das den Raum mit durchdringendem Geruch erfüllte. In einem Gefäß regte sich lebendiges. Sie guckte hinein. „Nur Molche“, sagte sie gleichgültig, „hast du die Vipern aus Rhätien noch nicht bekommen?“

„Sie werden kommen“, erwiderte er kurz.

„Störe ich dich?“

„Die Kaiserin stört niemals.“

Livia lachte heimlich über den mürrischen Blick, der die höflichen Worte begleitete. „Hier diese Ampulla mit der roten Flüssigkeit“, sprach sie darauf deutend, „hast du die Dämonen im Menschenblut schon gefunden?“

„Nein erwiderte der Leibarzt plötzlich gesprächig werdend, „aber sicherlich finde ich sie. Meine Beobachtungen sind ziemlich vollständig beieinander, und keinen andern Schluß gibt es als diesen: die Dämonen haben ihren Wohnsitz im Menschenleib, nicht außer ihm.“

Die Kaiserin zuckte ungläubig mit den Achseln.

„Auch im deinigen“, fügte er empfindlich hinzu,

als er dies bemerkte. „Glaube mir, erhabene Frau, sie sind es, die deine Wünsche in die Sterne schreiben.“

Livia nahm den Hieb auf ihre Vorliebe für die Astrologie geduldig hin, sie wußte, daß der Arzt auf den Einfluß, den sie dem Ägypter einräumte, neidisch war. „Ist das Mittel zur Erhaltung ewiger Jugend bald fertig?“ fragte sie ablenkend, als sie den Schwanz eines Reptils im Mörser verschwinden sah.

„Bald, aber auch dieses Rezept, das uns von Ägypten kommt, ist Aberglaube. Es gibt kein anderes Mittel, sich die Jugend zu erhalten, als zwei Eigenschaften, die den Römern abhanden gekommen sind: Arbeitsamkeit und Mäßigkeit.“

Livia machte sich an einem Regal etwas zu schaffen. „Hast du das Blut der Kinder Julias auch schon untersucht?“ fragte sie, ohne sich umzuwenden.

„Nein.“

„Ein schwaches Geschlecht, nicht wahr?“

„Ziemlich.“

„Hat es Aussicht auf langes Leben?“

„Ich weiß es nicht“, erwiderte der Arzt den Kopf senkend und zerquetschte zwei lebendige Molche im Mörser.

Livia verließ unmutig das Laboratorium, denn sie wußte, daß nichts mehr von ihm zu erfahren war.



Zehntes Kapitel.

Die römische Sonne sandte glühende Strahlen auf das Forum, auf welchem der Senat sich heute versammeln sollte. Aber in den säulengetragenen Seitenhallen war es ziemlich kühl, einzelne Senatoren wandelten dort auf und nieder, gesellten sich zu zwei und drei und plauderten zusammen. Die Gruppen wuchsen mit der Zahl der Neuangekommenen, und bald wimmelten die Hallen von ernsten togaumhüllten Gestalten, die flüsternd Vorberatung hielten oder auch von gleichgültigen Dingen sprachen. Der Senat hielt seine Sitzungen gewöhnlich unter freiem Himmel. Die Sonne, die sich in den Wasserstrahlen des mit Meisterwerken gezierten Brunnens in der Mitte des Platzes wiederspiegelte, beschien auch die ehrwürdigen Häupter der Berater des Volkes, die Lüste, welche die Denkmäler ihrer Helden umspielten, nahmen ihnen die Worte vom Munde, und oft ging Jupiter, der Gewaltige, in Blitz und Donner an der Versammlung vorüber.

Heute war die Stimmung im ganzen eine froh-bewegte, denn wieder waren Depeschen von Drusus eingelaufen, welche das siegreiche Vorrücken der Römer im Norden bekannt machten. Mit dem Namen Drusus verband sich bald auch derjenige des Tiberius. Er gehörte zu den jüngsten Senatoren und würde heute nicht in der Sitzung erscheinen, denn er weilte noch in den Sabinerbergen. Wozu? In Privatangelegenheiten, hieß es. Aber ein junger Mann, dem man ansah, daß er den Wurf der senatorischen Toga erst gestern gelernt hatte, wußte mehr. Tiberius weilte dort auf kaiserlichen Befehl, bis Agrippina aus Rom entfernt war. Er hatte mit ihr Zerwürfnisse gehabt; sie war aus Eifersucht krank geworden, aus Eifersucht gegen die Rhätierin. Gegen die Rhätierin? Das konnte unmöglich sein, diese war eine Druidin, und ihre Tugend war über jeden Tadel erhaben. Agrippina war gegen Julia eifersüchtig. Das ließ sich glauben. Kaum war der Name Julia aufgetaucht, so beherrschte er alle Gruppen. Julia und Tiberius, das julische und claudische Geschlecht, hörte man ungescheut von allen Lippen tönen. Warum sollte man hier nicht wiederholen dürfen, was in ganz Rom besprochen wurde? Seit Julia frei war, bedauerte man, daß Tiberius es nicht auch war. Eine Verbindung zwischen ihnen wäre so natürlich und für Rom so glückverheißend gewesen. Was nur der Kaiser darüber dachte? Ob es möglich wäre,

daß er Agrippina fallen ließe, um noch eine solche Zustände zu bringen?

Die Sonnenuhr bezeichnete bald die Stunde, da der Kaiser erscheinen sollte. Die Senatoren fingen an, das Thema fallen zu lassen und an ihre Freitenden zu denken. Vorläufig betraten die Dioskuren Claudius und Calpurnius das Forum. Sie hatten an die Toga ein Trauerzeichen geheftet und erzählten den Nächststehenden, daß in der Nacht der jüngste Sohn der Julia plötzlich gestorben sei. Die Nachricht durchlief die Reihen und erweckte lebhaftes Bedauern. Der Todesfall erinnerte die Römer wieder daran, daß das Glück dem Kaiserhaus nicht hold war. Mußte der Kaiser, dem keine Söhne beschieden waren, vielleicht auch die Enkel verlieren? Er hätte es wahrlich nicht verdient, er, der ein Leben voll Mühe und Arbeit hinter sich hatte! Ein kleines Kind nur, aber in ihm schlummerte vielleicht ein Augustus, ein Cäsar. Der Verlust für Rom war groß.

Nun erschien der Kaiser selbst. Er trug ebenfalls ein Trauerzeichen und war um einen Ton bleicher als sonst, aber seine Haltung war die gewöhnliche. Er schob seinen Arm in denjenigen des Calpurnius und schritt mit ihm, leutselig rechts und links grüßend, durch die Reihen der Senatoren. Ohne Zögern nahm er seinen Sitz ein, und diese folgten ihm. In ruhigen Zeiten liebte es der Kaiser nicht, zu präsidieren. Einer seiner Quästoren bestieg die Rednerbühne und er-

öffnete mit der üblichen feierlichen, glückanwünschenden Formel die Versammlung. Die Verhandlungen begannen, sie waren heute unwichtig und bald erledigt.

Nach dem Schluß erhob sich der Kaiser und vertruschte mit dem Quästor die Rednerbühne; aller Augen richteten sich auf ihn. Ein Ton schwebte über die Versammlung hin, ein sanfter, ein wenig gedrückter Ton. Der Kaiser zeigte dem Senat den Tod seines Enkels an und nahm seine Kondolationen entgegen. Nach einer Pause verkündete er den letzten Sieg des Drusus. Darauf Beifallsrufe. Nun richtete er sich zu der gebietenden Stellung auf, die ihm keiner nachmachte, und seine Stimme schwoll zu ihrer ganzen Kraft an, um die Größe, die Macht, den Glanz, den Ruhm des römischen Reichs zu schildern. An den Sieg des Drusus anknüpfend, suchte er ein Bild seiner jetzigen Dimensionen zu geben. Es war nicht leicht, denn sie waren zu solcher Größe angewachsen, daß es fast unmöglich war, sie zu übersehen. Der Kaiser warnte vor neuen Eroberungen. Hand in Hand mit diesen würde die Verantwortlichkeit des Staates, würden die Pflichten der Regierung steigen. Diese waren schon so riesig und erdrückend geworden, daß selbst die Götter sie kaum bewältigen könnten, geschweige schwache Sterbliche.

Der Senat stützte, wo hinaus wollte der Kaiser? Nur ein paar alte Senatoren sahen sich bedeutungs-

voll an; sie hatten eine solche Rede schon einmal erlebt. Am Ende seines siebenten Konsulats war es, als Octavian nach Unterwerfung Ägyptens die höchste Macht im Staat besaß. Da war er eines Tages mit allen Zeichen der Niedergeschlagenheit im Senat erschienen, hatte seine Unzulänglichkeit erklärt und demselben eine andere Wahl anheimgestellt. Das Gegenenteil war eingetreten. Aus Angst ihn zu verlieren, hatte man ihm die Würde eines Imperators mit dem Beinamen Augustus, der Erhabene aufgedrungen. Man hatte es niemals bereut, denn Kaiser Augustus gebrauchte seine Macht mit Mäßigung und Weisheit, und das Volk nannte ihn nicht mit Unrecht Vater des Vaterlandes.

Der Kaiser sprach nun weiter von seinem zunehmenden Alter, von jüngern Kräften, die dem Staate zur Verfügung stehen, er berührte auch die aussichtslosen Zustände in seiner Familie. Schließlich bat er in bewegten Worten, ihn der ungeheuren Verantwortlichkeit, die auf seinen Schultern laste, zu entbinden und die Regierung in die Hände des Senats zurückzugeben zu dürfen.

Ein Sturm erhob sich. Die Senatoren umringten ihn und fanden nicht Worte genug, um ihre Bestürzung auszudrücken. Dann standen sie klagend in Gruppen beisammen oder wandelten tieffinnig im Forum auf und nieder, den unvorhergesehenen Fall überdenkend. Als nach langen Besprechungen einigermaßen Ruhe

eingetreten war, betrat Calpurnius die Rednerbühne und bat und beschwore den Kaiser im Namen des Senats, von seinem Vorhaben, welches für Rom ein Unglück bedeute, abzustehen, er bat und beschwore ihn, die allzugroße Gewissenhaftigkeit in der Pflichterfüllung, die ihn töten werde, abzulegen, die Arbeit andern zu überlassen und seine Geisteskräfte nur für die allerwichtigsten Staatsangelegenheiten zu sparen. Dazu gelobte er Hilfe und Unterstützung des Senats in ausgiebigerem Maße, als es bisher der Fall gewesen war. Der Kaiser war gerührt, er ließ sich bewegen, nicht auf sofortige Entscheidung zu dringen, er erbat sich Bedenkzeit, und als seine Freunde ihn weiter bestimmen wollten, erklärte er mit sich selbst einig werden zu müssen und ging ihre Begleitung sanft abwehrend still von dannen.

In Rom verbreitete sich rasch die Nachricht vom Vorgefallenen, darauf wanderte eine Unmasse von Bittschriften nach dem Palatin.

Die nächste Sitzung des Senats gestaltete sich zum Triumph für den Kaiser. Die Senatoren hatten sich vollzählig eingefunden, sechshundert an der Zahl. Der Kaiser bestieg sofort die Rednerbühne. Er schien um zwanzig Jahre verjüngt, in seinem Wesen äußerte sich eine Gehobenheit und Freudigkeit, wie man sie nie an ihm erblickt hatte. Mit weithin schallender Stimme verkündete er, die Liebe zu Rom habe bei ihm alle Bedenken überwunden, er ziehe sein Gesuch um

Niederlegung der Regierung zurück und hoffe, mit Hilfe der Götter und des Senats auf seinem schwierigen Posten bis zu seinem Ende ausharren zu können. Ein nie endenwollender Beifallssturm folgte dieser Erklärung. Die Senatoren wurden nicht müde, ihm für das Opfer zu danken.

Von Arbeit konnte heute nicht mehr die Rede sein. Nur Claudius ließ sich einmal von der Rednerbühne vernehmen. Er machte den Vorschlag, der Senat solle den Tiberius als Stellvertreter des Kaisers ernennen und so diesem seine Stellung erleichtern. Der Kaiser dankte lächelnd, sobald Tiberius reifer sei, werde er sich an den Rat erinnern, doch jetzt könne davon nicht die Rede sein, Würdigere seien im Notfall da. Dabei empfahl er seine fähigen, von den besten Absichten für den Staat beseelten, aber noch unerfahrenen Stießöhne dem Wohlwollen des Senats. Nun Akklamationen, die den Helden Drusus und Tiberius galten.

Der Kaiser wies heute die Begleitung der Senatoren nicht zurück. Als ernster, würdiger Zug folgten sie ihrem Oberhaupt nach dem Palatin. Von hier aus drang in die Stadt die Kunde von der glücklichen Abwendung der Gefahr, und Freude und Jubel herrschten überall.

Unterdessen standen zwei junge Frauen am Aschenkrug des Agrippa im Pantheon und weinten.

„Ich gehe, sie will“, sprach Agrippina, den Kopf

müde an den Aschenkrug lehnend. „O Vater, ist dies der Dank für deine treuen Dienste? Deine Tochter ist geopfert.“

„Und deine Gattin verkauft und dein Kind vergiftet“, rief Julia in lautem Jammer.

„Die Götter stehen uns bei, wie sprichst du?“

„Wie ganz Rom spricht. Und wenn keine Stimme bis zum Kaiser dringt, so werde ich vor ihn hintreten und ihm in die Ohren schreien: Deine geliebte Gattin hat deinen Enkel vergiftet.“

„Unselige, nimm dich in acht, er glaubt dir nicht, er glaubt ihr allein.“

„O Schmach und Schande, so ist es. Und sie wird noch mehr durchsehen. Du wirst Tiberius verlieren, ich muß ihn heiraten. Welche von uns beiden ist unglücklicher?“

Agrippina glaubte in ihrem Unglück gefaßt zu sein, aber vor dieser nackten rücksichtslosen Wahrheit brach sie zusammen. Julia schlängt den Arm um sie. „Julia, wären wir alle an der Stelle deines Kindes. Julia, auch er muß, ich flehe, mache ihn glücklich.“

„Ich ihn glücklich machen?“ rief Julia empört. „Nein, Agrippina, Livia und Rom wollen unsere Verbindung. Ich bin Römerin genug, um meine Pflicht zu kennen, aber wenn diese einmal erfüllt ist, dann, — und wenn ich mich an diesem Aschenkrug satt geweint habe, dann, — ja, dann will ich tanzen, sin-

gen, toben, um zu vergessen, daß ich eine Kaiserin.“

Während die Frauen im Pantheon weinten, und die Bevölkerung Roms sich in buntem Strom durch die Straßen ergoß und ihrer Freude über den Tag lebhaften Ausdruck gab, weilte der Arzt allein in seinem Laboratorium und mischte auf Befehl der Kaiserin das Blut der Julier und der Claudier. Hier und da drang ein Jubellaut bis in die Stille des Gemachs. „Livia“, murmelte er einen Augenblick, den Kopf erhebend, „was soll die Mischung? Ich weiß längst, daß die Dämonen, die das Blut der Claudier beherrschen, der Welt bald das lichte Antlitz des Genies, bald die verzerrten Züge des Wahnsinns und Verbrechens zeigen. Aber wenn ich sie endlich finde, dir zeige ich sie nicht.“

Eines Tages erschien Acte, die Kammerfrau der Kaiserin, bei Waga mit der freundlichen Einladung, ihre Habseligkeiten den Sklaven, die draußen harrten, zu übergeben und ihnen in eine neue Wohnung zu folgen. Waga machte Einwendungen, aber Acte wiederholte die Aufforderung in einem Ton, der keinen Widerspruch zuließ, mit der Bemerkung, die Kaiserin selbst stelle ihr auf die Bitte des Feldherrn Tiberius das Haus zur Verfügung. Die Übersiedlung war bald geschehen, denn der Besitz der Rhätierin war so klein wie ihre Bedürfnisse.

Somit wohnte Waga auf dem Palatin im soge-

nannten kleinen Haus der Livia, das sich diese als Witwensitz erkoren hatte, im Fall sie den Kaiser überleben sollte. Sie hatte das Erdgeschoß inne, die Herrenwohnung mit Atrium, Tablinum und Triklinium. Im hintern Teil befand sich das Peristyl, ein unbedeckter Platz mit Säulengängen, um welche sich die kleineren Wohn- und Schlafgemächer gruppierten. Das erste Stockwerk war die Sklavenwohnung. Die Sklaven, die sie herbegleitet hatten, waren da geblieben und führten das Hausswesen in römischem Stil. Die Rhätierin fühlte sich der neuen Ordnung der Dinge ohnmächtig gegenüber und ergab sich darin. Sie aß die köstlichen Gerichte, die auf ihren Tisch kamen und schlief unter einer golddurchwirkten Purpurdecke.

„Wozu hatte die Kaiserin dem Sohn so viel gewährt?“ fragten sich die Römer. Die allgemeine Ansicht war, daß sie ihm die Bitte nicht hatte abschlagen wollen, um ihn für ihre Zwecke gefügiger zu machen.

„Wozu dieser Wechsel?“ fragte sich Waga eines Tages wieder, als sie die Gemächer durchschritt und vor diesem und jenem Gegenstand stehen blieb. Durch Pechtiegel wußte sie, daß die meisten einen ungeheuern Wert besaßen. Da stand in der Mitte des Trikliniums eine Platte von Zedernholz, die aus den uralten Thujawäldern des Atlas kamen. Die Ruhebetten davor, auf welchen die Römer bei ihren Mahlzeiten saßen, entsprachen der Kostbarkeit des Tisches, ebenso die Gestelle, auf welchen die Gefäße mit den

Speisen hereingetragen und den Gästen vorgelegt wurden. In einem andern Gemach waren auf silbernen und marmornen Tischchen Schaustücke aus allen Ländern und Zeiten aufgestellt. Die Römer liebten es, Raritäten und Antiquitäten zu sammeln, und nichts freute sie so sehr, als wenn sie Gerätschaften aus Griechenland, deren Alter dokumentiert war, aufweisen konnten.

Die Wände waren mit Malereien, meistens griechischen Szenen geschmückt, Waga bewunderte vor allen ein großes Gemälde an der Längsseite des Atriums, welches die Juno darstellte, die am Fuße einer Säule ruhend von Argos bewacht wurde, während auf einer andern Seite Merkur nahte, um sie zu rauben. Alle drei Figuren waren von solcher Lebenswahrheit, daß Mato im Anfang nichts anderes erwartete, als daß sie sich von der Wand ablösen und sie anreden würden. In einem kleinen Ankleidezimmer befanden sich in schöner mit Schildplatt ausgelegter Truhe römische Kleidungsstücke, Stola, Palla, Tunika, auch die goldenen Nadeln und Agraffen, um die Kleider auf der Achsel zusammenzuhalten, die farbigen Bänder, um die Sandalen aufzubinden, fehlten nicht.

Die römischen Laren im Atrium waren verbannt, an ihrer Stelle stand eine große, goldene Sonne. Waga weilte heute davor, das Herz voll Dank und Verehrung für denjenigen, der in seiner Toleranz so weit ging, ihrem Gott in seinem eigenen Hause

einen Platz einzuräumen. Sie hatte nicht lange Zeit, ihren Betrachtungen nachzuhängen, denn Mato trat ein und meldete in Hast den Feldherrn Tiberius, der ihr auch auf dem Fuße folgte.

Der Feldherr sah frisch und gebräunt und zufrieden aus. „Ich grüße dich, Waga“, sagte er, ihr die Hand reichend, „wie freue ich mich nach meiner langen Abwesenheit in den Sabinerbergen, die Dichterin des Lichtes wiederzusehen.“ Mit diesen Worten wies er ihr einen Sitz auf dem Ruhebett an und nahm ihr gegenüber Platz.

Waga war verwirrt, ihr erster Gedanke war Agrippina und die Gerüchte, die über ihr Verhältnis zur kaiserlichen Familie herrschten. „Du bist mir auf zwei Briefe Antwort schuldig“, fuhr der Feldherr im ruhigsten Ton von der Welt fort, „vielleicht gibst du sie mir jetzt mündlich.“

Der Feldherr hatte in seinen zwei letzten Briefen seine Werbung um ihre Freundschaft in so bestimmter Form ausgesprochen, daß es unehrlich gewesen wäre, ihn nicht verstehen zu wollen. „Ich bin im Grunde meines Herzens schon lange deine und Agrippinas Freundin“, erwiderte sie schüchtern, „aber Agrippina, — überhaupt, Feldherr“, sagte sie endlich entschlossen, „sage mir, daß es nicht wahr ist, was man sich in Rom zuflüstert.“

„Was flüstert man sich zu?“

„Daß die Kaiserin sie absichtlich vor deiner Rückkehr weggeschickt habe.“

Der offene Zug, der soeben dem Gesicht des Feldherrn etwas im höchsten Grad Gewinnendes gegeben hatte, verschwand plötzlich, als er der Wahrheit gemäß antwortete: „Agrippina ist auf die Bitte des Kaisers, den sie wie einen Vater verehrt, gegangen. Es war eine schwere Trennung für beide, und der Kaiser wird ferner für sie sorgen.“

„Also doch!“ Waga war tief erblaßt.

Tiberius sagte ruhig und bestimmt. „Rom, der Senat, der Kaiser und die Kaiserin wünschen unsere Trennung.“

„Und du gehorchst!“

„Ich bin Römer, ich kenne meine Pflicht.“

„O, Agrippina, wie wirst du es tragen? Und du, Feldherr, wie wirst du es tragen?“ rief Waga voll Schmerz.

„Frage nicht“, antwortete er, während sein Gesicht sich ganz in Undurchdringlichkeit hüllte. „Unsere Trennung ist beschlossen, und du bist die erste, der ich davon Mitteilung mache, aber, Waga, ich wünsche nie mehr, daran erinnert zu werden. Die Vergangenheit muß für mich begraben sein.“ Waga senkte traurig den Kopf und wagte kein Wort zu erwidern.

„Sage mir lieber, wie dir deine neue Wohnung gefällt“, hub der Feldherr nach einer Weile so mun-

ter wieder an, als ob wirklich schon Vergessenheit auf dem Geschehenen läge.

„Ich danke dir für diesen neuen Beweis deiner großen Güte“, sagte sie, ihre Geister langsam sammelnd, „aber aufrichtig gestanden, für mich ist dieses römische Haus mit seiner ganzen Einrichtung überflüssig.“

„Diese Abweisung habe ich nicht verdient“, erwiderte er rasch. „Du sagtest vorhin, du seiest im grunde schon lange meine Freundin, hatte ich das nur Agrippina zu verdanken, und willst du mich jetzt aufgeben?“

So viel Bitte lag in den letzten Worten des Feldherrn, daß Waga ihm voll Wärme und Teilnahme zur Antwort gab: „Könnte ich für dein Glück etwas beitragen, mit tausend Freuden würde es geschehen. Aber was kann ich, die Fremde, Machtlose, für dich tun, dem alle Güter der Erde zur Verfügung stehen?“

„Alle Güter der Erde, aber keine Freunde“, klagte Tiberius in voller Aufrichtigkeit. „Ich traue keinem, ich liebe keinen, ich kann ja nie wissen, ob die Annäherung der Menschen ohne Absicht auf Vorteil geschieht. Das ist der Fluch derjenigen, die viel zu vergeben haben, daß sie ihre Person nie von ihrer Stellung trennen können. Du allein besitzest alle Eigenschaften, die ich einem Freund wünsche. Du allein verstehst mich, — so weit die Tugend die Schuld verstehen kann.“

Waga sah den Feldherrn mit erschrockenen Augen an.

„Habe keine Angst“, fügte er beschwichtigend hinzu, „du bekommst das Bekenntnis meiner Sünden niemals zu hören.“ Er stand auf und machte ein paar Gänge durch das Atrium. „Aber, Waga“, begann er wieder, vor ihr stehen bleibend, „eines fehlt dir doch, du bist nicht Römerin, und damit ist deinem Geist eine Schranke gezogen. Waga, ich hoffe noch, du kannst sie überschreiten, nicht umsonst habe ich dir eine Wohnung auf dem Palatin angewiesen. Hier muß das verstockteste Rhätiergemüt von römischem Geist angehaucht werden. Ich bitte dich, komme einen Augenblick mit mir.“

Mit diesen Worten führte der Feldherr die Rhätierin nach dem Peristylum und stieg mit ihr eine Treppe zum obersten Stock hinauf. Dieses war von einer Galerie umzogen, welche auf allen vier Seiten die Aussicht auf den Palatin bot. „Sieh hier“, sprach er, mit ihr die Runde machend, „dies Haus, das Haus der Livia, steht auf geweihtem Boden. Der Palatin ist die Wiege unseres Weltreichs. Hier wurde Rom durch Romulus und Remus gegründet.“

„Ich habe gehört, das sei eine Fabel“, sagte Waga aufrichtig.

„Auch du?“ erwiderte der Feldherr. „Unsere Zeit, die alles verneint, was sie nicht selbst erlebt, verweist allerdings jene Gestalten ins Reich der Fa-

bel, aber jemand muß doch das erste Haus auf dem Palatin gebaut haben, und warum soll der Gründer Romas nicht Romulus geheißen haben? Übrigens leugnet niemand die *Roma quadrata*, sie ist bewiesen."

Waga hatte nichts dagegen einzuwenden.

„Siehst du die altersgraue Mauer, die an manchen Orten noch aufrecht steht? Wir wollen vom großen Altar des Herkules ausgehen und sie auf der Seite des Circus maximus verfolgen, bis sie unter dem Kaiserpalast verschwindet. Nun wird sie im eigenen Tor, der *Porta Mugonia*, wieder sichtbar, geht am Tempel des Jupiter Stator vorbei, begrenzt eine Straße, verschwindet unter den Palästen Ciceros und Cäsars und taucht am Tempel der Besta wieder auf. Unter den Palästen des Palatin liegt sie vielleicht noch Jahrtausende lang begraben, und wer weiß, ob ihr steinerner Mund nicht der Nachwelt ein Stück römischer Geschichte verkündet?“

Waga folgte der Linie, die der Feldherr mit der Hand bezeichnete und fand mit leichter Mühe die Mauer der *Roma quadrata* heraus.

„Zedenfalls“, fuhr er fort, „spricht sie eine Sprache, die unanfechtbarer ist, als die Sagen des Volkes und die Aufzeichnungen älterer Schriftsteller. Aber auch diese möchte ich nicht ganz verwerfen. Das kindliche Gemüt unserer Väter gab den Gründern ihrer Stadt göttlichen Ursprung. Sie waren Zwillingssöhne der Rhea Sylvia und des Mars, wurden ausgesetzt

und von einer Wölfin gesäugt, dann vom Hirten Faustulus gefunden und auferzogen. Nun, wir wollen sie der poetischen Ausschmückung entkleiden und uns einfach an die Tatsache halten: sie waren da und hatten ein Recht auf den Palatin. Der Sicherheit wegen vereinigten sie sich mit Stammesgenossen, umzogen den Hügel mit einer Mauer und bauten ihre Wohnungen in deren Umfang. Daß ihr Besitztum nicht weiter reichte, sagt uns wiederum ihre Mauer. Sie besteht aus dem schwer zu bewältigenden Tuffstein, der den Grund des Palatin bildet und in der Umgebung nirgends zu finden ist. Hätten die Erbauer die Wahl gehabt, so hätten sie gefügigeres Material gebraucht. Auch über ihr Alter gibt sie uns selbst Ausschluß, sie ist aus ungeheuren Blöcken nach etruskischer Bauart zusammengefügt, und Fachkundige schätzen sie auf ungefähr siebenhundert Jahre.“

„Herrlich ist es, die Vergangenheit beweisen zu können“, sagte Waga begeistert, „was haben die Menschen davon, sie zu leugnen?“

„Man bezeichnet auch noch den Platz, wo die rosenumspinnene Hütte des Hirten Faustulus unter einem Feigenbaum stand. Vielleicht hat Romulus im Schatten dieses Baumes den Traum der ewigen Stadt geträumt.“ Der Feldherr Tiberius lehnte sich bei diesen Worten über die Brüstung der Galerie hinaus und verlor sich in so langes Sinnen, daß Waga glaubte, er habe sie vergessen. „Und als er aus

dem Traum erwachte", begann er wieder, sich an sie wendend, „legte er den ersten Grundstein dazu. Denn die Devise der Römer war immer die Tat. Er führte mehrere siegreiche Kriege gegen die Nachbarschaft, die Wohnungen und die Bevölkerung auf dem Palatin vermehrten sich, und Romulus wurde König der nach ihm genannten Stadt Roma. Er gab seinem Volk Gesetze und baute ihm einen Tempel. Sieh dort, nicht weit von der Porta Mugonia erhebt sich ein altes, ehrwürdiges Gebäude; es ist der Tempel des Jupiter Stator, in welchem unsere Vorfahren zu ihren Göttern beteten. Dieses Denkmal aus der Vorzeit kann doch niemand wegleugnen.“

Nun führte der Feldherr die Rätierin wieder nach der vorderen Galerie und erklärte weiter: „Dicht vor uns neben dem Auguratorium stand die Königsburg des Romulus und dort im Winkel der Via sacra diejenige des zweiten Königs Numa, welcher das Religionswesen der Römer in Sitzungen zusammenfaßte und neben der königlichen Gewalt auch die priesterliche Würde besaß.“

Waga lauschte in atemloser Spannung, ganz dem Zauber hingegessen, den das Heraufbeschwören alter Zeiten auf ihren gläubigen Sinn ausübte.

Tiberius war noch nicht zu Ende. „Roma gedieh und wuchs bald über ihre Mauern hinaus“, sprach er weiter. „Der Traum des Romulus war vielleicht erfüllt, als seine Stadt die sieben Hügel der Um-

gebung umfaßte, und die benachbarten Länder sich vor ihm beugten. Aber Waga, der Geist, der sie ins Leben gerufen hatte, fand am Erreichten kein Genügen und entfaltete seine Schwingen, um den Flug über die Erde zu wagen.“

„Nun genug“, sagte Waga, sich ermännend, „die Fabel der Gründung Roms ist lieblich, aber die Schwingen, die den Flug über die Erde gewagt, werfen furchtbare Schatten auf den Palatin. Von hier aus hat der Krieg Triumphfzüge in die Welt unternommen, von welchen man in Rhätien und andern nördlichen Ländern bisher keine Ahnung hatte. Aber gestehe, Feldherr, auch Ströme Blutes sind geflossen, die groß genug wären, das Bett des Tiber auszufüllen.“

„Rom ist Weltherrscherin geworden und hat Unordnung und Willkür unter den Zügel seiner Gesetzgebung gestellt“, erwiderte der Feldherr, ihre letzte Bemerkung übergehend. „Und nicht aufzuzählen sind die Wohltaten, die es durch Kultur in alle Länder gebracht hat.“

Waga schüttelte leise das Haupt. „Weißt du noch, Feldherr“, sprach sie schüchtern, „einst — in Rhätien — als wir noch nicht Freunde waren, wagte ich die Frage an dich zu stellen: Hat Rom der Welt das Glück gebracht?“

„Es kommt“, erwiderte er nach einer Pause, „die Regierung des Kaisers Augustus hat vorläufig den Frieden gebracht.“

„Den Frieden?“

„Nun ja, Drusus muß noch den Norden vollständig erobern, dann werden die Waffen niedergelegt, Waga. Einst träumte Romulus ein paar Schritte von uns den Traum der ewigen Stadt, heute träumt ein anderes Menschenkind neben dir den Traum eines ewigen Weltreichs. Du allein kennst mein Geheimnis, ich will römischer Kaiser werden.“

„Ja“, sagte sie kaum hörbar.

„Aber ich muß Opfer bringen.“

„Ist es wahr — ?“ sie konnte die Frage nicht vollenden.

„Es ist wahr“, erwiderte er mit leichtem Schauder, aber fest, „ich muß Julia heiraten.“

„Waga“, bat er nach einer Pause mit sinkender Stimme, „verlaß mich nicht, wenn ich auf alle persönlichen Wünsche verzichten und glücklos durch das Leben gehen muß. Zweierlei Geister sind in mir, einer, der mich in den Schlamm zieht, einer, der mich emporhebt in die reinen Höhen der Selbstlosigkeit.“

Wieder malte sich ein plötzliches Erschrecken in den Zügen der Räätierin, aber es folgten keine anderen Bekennnisse und sie beruhigte sich; kaum glaubte sie, daß der Feldherr jemals bösen Trieben nachgegeben habe.

„Nicht wahr, Waga, ich darf mich vor dir geben, wie ich bin?“

„Ja“, erwiderte sie aus vollem Herzen.

Und Tiberius tat es. Wie er sich gegen Viktor Lust machte, wenn alle bösen Geister entfesselt waren, so enthüllte er jetzt vor der Schwester sein Inneres, in welchem in letzter Zeit alle guten die Oberhand gewonnen hatten. Sein sonst so strenges Gesicht hatte etwas Strahlendes, als er vor ihr das Bild seines künftigen Weltreichs entrollte. Ja, er wollte der Welt das Glück bringen, er wollte gut sein, ein Vater des Volkes, ein Lehrer, ein Führer, ein Weiser, und nichts für sich begehrten, als eine Stätte, wo er sich einen Augenblick ausruhen konnte, ein Menschenherz, das ihn verstand. Eine Kraft der Überzeugung, eine Glut der Empfindung sprach aus ihm, die Waga in dem kalt erscheinenden Mann nicht vermutet hätte.

Sie wurde von seinem Feuer hingerissen. „Die Stätte soll dir werden“, rief sie warm, „klage oder juble, ich werde dich verstehen, in Glück und Unglück werde ich deine Freundin sein und dir nach meinen schwachen Kräften beistehen.“

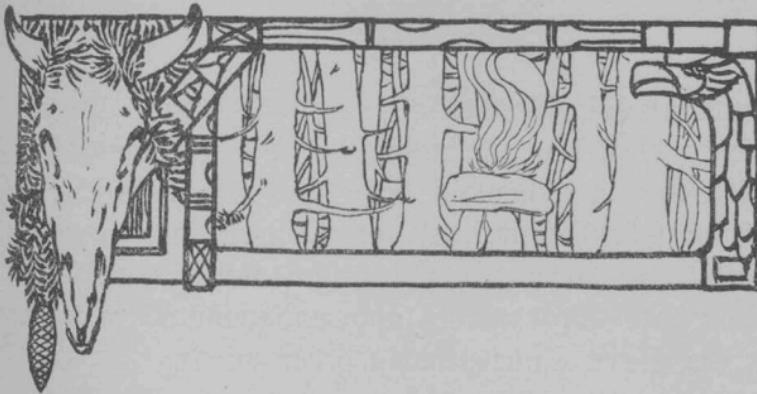
Sie stiegen hinunter, er verließ in gehobener Stimmung das Haus, sie blieb in Nachdenken versunken zurück. Was er in begeisterten Worten verkündet, zitterte in ihr nach. Nicht ihr sonderbares Freundschaftsverhältnis zu ihm, nicht ihr Schicksal, nicht dasjenige Agrippinas beschäftigte sie mehr, sondern die Idee des Weltreichs.

Sie war ermüdet und setzte sich im Atrium dem Wandgemälde mit der Göttin gegenüber, aber sie fand

keine Ruhe. Ihre Gedanken wanderten zurück in jene Zeit, da ein Hirt den ersten Stein vom Grundstein des Palatin gebrochen hatte, ohne zu ahnen, daß er sich selbst damit ein Denkmal setzte. Und sie wanderten vorwärts in die Zukunft; andere Geschlechter würden kommen und die Augen fragend und forschend nach dem Palatin richten. Stand das Haus der Livia noch? Sie ließ ihre Augen an den festen Wänden des Atriums, die für die Ewigkeit gebaut schienen, hinaufgleiten. Wie, wenn dieses Haus das Schicksal der Mauer des Romulus teilen sollte, einst unter Kaiserpalästen zu liegen?

Die Göttin an der Wand schien ihre Gedanken zu erraten, zu nicken und zu flüstern. Waga schloß voll Schrecken die Augen, aber ihre erregte Phantasie trieb das Spiel weiter. Sie sah den Staub der Jahrtausende auf dem Palatin liegen, Rosen und Veilchen blühten darauf, und der Lorbeer bohrte seine Wurzeln in morschес Gemäuer, die Göttin aber schlug tief unten in der Erde, bis geschäftige Menschenhände das Haus der Livia bloßlegten. Da stand sie auf und predigte von der Kraft und dem Geist des gewaltigsten Volkes, das je gelebt.

Waga wurde durch die Stimme Matos unhaft zur Wirklichkeit erweckt, welche voll Angst berichtete: „Pechtiegel ist verschwunden.“



Elfes Kapitel.

Pechiegel war in der Tat verschwunden, und das war mit sehr natürlichen Dingen zugegangen. Am Morgen hatte er sich nach dem Tempel des Jupiter Pluvius geschlichen, um ihm die Bitte um Linderung der Hitze vorzulegen. Das Mittel war probat, denn oft war auf eine solche Bitte schon im Laufe des Tages ein erquickender Regen gefallen. Als er hoffenden Herzens aus dem Tempel trat, standen zwei Gallier vor der Tür, die ihn einluden, ihnen an einen Ort zu folgen, wo es hübsch kühl sei. Er wollte vorübergehen, aber sie nahmen ihn in die Mitte und bedeuteten ihm, entweder müsse er mit ihnen kommen, oder sie seien gezwungen, ihn in seine Wohnung zu begleiten und Waga mitzuteilen, woher er komme; im übrigen werde ihm kein Leid geschehen, im Gegenteil solle ihm die Freude zuteil werden, einen alten Bekannten wiederzusehen, den er hoch verehre. Die Gallier hatten kein feindseliges Aussehen, und er entschied sich für das

leßtere. Sie führten ihn vor die Stadt und betraten einen Weg, der sich in die Berge hineinwand. Über die Gegend und die Hitze des Tages plaudernd schritten sie vorwärts, Pechtiegel unterhielt sich ganz gut und das kleine Abenteuer schien ihm nicht zu missfallen. Aber der Weg wurde lang und endlich fragte er: „Ihr Ehrenmänner, wohin gehen wir?“

„Haben wir es dir nicht schon gesagt? An einen Ort, wo es hübsch kühl ist“, sagte der eine und zog ihn sanft, aber mit einer gewissen Entschiedenheit weiter.

„So ist es nicht gemeint“, sprach Pechtiegel nach abermaliger Wanderung und abermaligem Versuch stillzustehen. „Es ist Mittagszeit und zu Hause werden die Speisen kalt.“

„Heiße Speisen sind bei dieser Jahreszeit ungern gesund“, antwortete diesmal der andere.

„Vorwärts.“

Sie waren an eine Stelle gekommen, wo sich von der Straße ein Pfad abzweigte, der steil aufwärts führte. Die Gallier lenkten dort ein.

„Hol mich der Cerberus, da gehe ich nicht mit“, rief Pechtiegel, sich den Schweiß von der Stirn wischend. „Überhaupt, was soll dieser Spaziergang?“

„Fluche römisch, so viel du willst, du kommst mit uns“, sagten die Gallier in einem Ton, der Pechtiegel nicht im Zweifel ließ, daß er keine Wahl hatte. Das

Abenteuer fing an, ihm in weniger günstigem Licht zu erscheinen.

„Männer“, begann er im Weiterschreiten, und bemühte sich, den freundlichen Ton von vorhin wieder aufzunehmen, „wie kommt es, daß ihr römisch sprecht, trotzdem ihr noch Hosen tragt?“

„Als unsere Vorfahren vor drei Jahrhunderten unsere Stadt da droben bauten, behielten sie ihre Hosen bei, hingegen den Cerberus ließen sie den Römern“, schnauzte ihn der eine an.

„Sehr wohl, wenn ihr da droben wohnt, wo rauhere Lüfte wehen“, erwiderte Pechtiegel unentwegt, „wer aber in diesem verdammten Rom ausharren muß, der schmeißt zu dieser Jahreszeit seine Hosen in die Tiber und legt die römische Tunika an.“

Er kam jedoch übel an, die Gallier drohten, ihm die römischen Kleider vom Leibe zu reißen und ihn splitternaß an jenen kühlen Ort zu führen, wo der hochverehrte Freund seiner harrte.

Das Abenteuer gefiel nun Pechtiegel ganz und gar nicht, aber er ließ den Mut nicht sinken. „Also vor dreihundert Jahren haben eure Vorfahren da droben eine Stadt gegründet, das war brav von ihnen“, hub er nach einer kleinen Pause wieder an.

„Es war damals, als die Gallier Rom einnahmen“, ergänzten die Männer stolz.

Pechiegel hatte von Römern gehört, daß die Gallier bald aus Rom vertrieben, niedergemägt oder

nach allen Seiten hin versprengt worden waren. Er erwiderte daher nur: „Herrlich ist es, an die Taten der Vorfahren zu denken.“

Gegen Abend erreichten sie die Stadt. Die paar Häuser auf ödem Berggrünen erinnerten Pechtiegel lebhaft an die Kolonie, welche die Rhätier nach ihrer Vertreibung von Curia Rhätorum im wilden Plessurtal gegründet hatten; er behielt jedoch seine Erinnerungen für sich und sagte: „Die Stadt hat herrliche Luft, jedenfalls ist sie fieberfrei, aber wovon lebt ihr, liebe Leute?“

„Von unsfern Herden“, sagte der eine und wies auf ein paar Ziegen, die an dürrrem Gesträuch nagten. „Da droben liegen noch ein paar Häuser, wir halten streng zusammen und haben auch unsren Druiden.“ Sie traten in ein Haus und der Gallier bot Pechtiegel gastfreudlich den ersten Platz am Feuer an.

„Ganz oben im schönsten Haus und der schönsten Gegend wohnt der Druid“, erzählte er weiter, „gleichsam wie das allsehende Auge am Himmel thront und von oben herab die seinigen bewacht.“

„Versteht sich“, erwiderte Pechtiegel und entblößte ehrerbietig sein Haupt vor dem Feuer, welches der andere aus der Asche schürte.

Eine farge Mahlzeit wurde gekocht, dann nahmen sie ihre Wanderung wieder auf. Das Land wurde noch unwirtlicher. Ginster und Thymian säumten eine zeit-

lang noch ihren Weg, dann traten auch diese zurück, und ringsum war nichts anderes zu sehen, als gelbliches Steingeröll und Sand. Der Mond ging auf, es wurde empfindlich kalt. Der Morgen dämmerte, als sich der Weg in ein Tälchen senkte, das auf drei Seiten von Felsen eingeschlossen war. Etwas Wasser sickerte unter einem Stein hervor und bezeichnete seinen Lauf durch einen Streifen grünen Rasens, der dem Plätzchen in der Einöde ein heimeliges Aussehen gab. In der Mitte lag eine Hütte. Als die ersten Strahlen über den Bergesrand schossen, wurde die Türe von innen aufgetan, und eine Gestalt trat heraus, bei deren Anblick Pechtiegel wie vom Blitz getroffen, zusammensank. Der rhätische Oberpriester stand vor ihm, vom Morgenlicht umflossen, herrlich und groß, wie er ihn im heiligen Hain von Ebodurum gesehen hatte, wenn er mit dem Messer in der Hand an den Opfertisch trat.

„Pechtiegel, Abtrünniger, Götterverächter“, rief er mit einer Stimme, die Jupiter, dem Donnerer, Ehre gemacht hätte, „in den Staub mit dir.“

Die Mahnung war ganz überflüssig, denn Pechtiegel lag schon auf den Knieen. Die Gallier überließen ihn seinem Meister und entfernten sich, nicht ohne auf den Niedergeschmetterten einen Blick des Mitleids geworfen zu haben.

„O ehrwürdiger Vater“, sprach Pechtiegel mit schwacher Stimme, „wie kommst du hierher?“

„Nicht aus dem Tempel des Jupiter Pluvius,
sondern vom brigantinischen See.“

„Warum, o warum, ehrwürdiger Vater, hast du
diese schreckliche Reise unternommen?“

„Um eine Unglückselige zu retten“, rief der Druide,
und seine Augen funkelten, „böse Dinge wurden mir
berichtet. Daß Pechiegel sich fremden Göttern zu-
gewandt habe, war nicht das Schlimmste. Was siehst
du mich so ungläubig an? Glaubst du, meine Macht
höre in Ebodurum auf? Wisse, die Verbindungen
der Druiden reichen so weit, wie das römische Reich.
Am brigantinischen See wußte ich genau, was in Rom
über meines Bruders Tochter gesprochen wurde. Und
ich glaubte es. Die Ärmste war schon im Anfang so
verbündet, daß sie mir zu schreiben wagte: Rom ist
groß und herrlich. Ich kam hierher an diese ver-
borgene Stätte, die mir von den Brüdern bereitet
wurde. Was war das erste, was ich hier vernehmen
mußte? Meines Bruders Tochter wohnt im Haus der
Livia, meines Bruders Sohn weilt auf dem Marsfeld,
wird römischer Offizier, Pechiegel bringt heimlich dem
Jupiter Pluvius seinen Kult dar. Wehe, wehe, was
haben die Räätier verbrochen, daß so Schreckliches
über sie verhängt wird?“

Pechiegel hatte sich während der Rede des Drui-
den, die dieser in steigender Leidenschaft mehr für sich,
als für seinen Zuhörer zu halten schien, etwas er-
mannt, und machte den Versuch, die Anklage, die

auf seine Rechnung kam, durch Veredsamkeit zu entkräften. Aber es zeigte sich, daß die Ansichten des Druiden über Götterverehrung von den seinigen gänzlich abwichen.

Er gab das vergebliche Beginnen auf und unterwarf sich der Strafe, die ihm für sein Abschwenken auferlegt wurde. Drei Tage mußte er von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang im Freien auf den Knieien verharren und die Fußgesänge seines Volkes, die ihm der Druide vorsagte, nachmurmeln. Und wenn er hie und da erlahmte, wurde er rasch durch einen erhöhten Ton des Meisters aufgerüttelt. Siehe da, der Zauber, den der rhätische Oberpriester Kraft seines Glaubenseifers auf das Volk ausühte, verfehlte auch auf Pechtiegel seine Wirkung nicht. Als er nach einer langen Nacht, die er frierend auf seinem Lager zugebracht hatte, vor die Türe trat und die wohltätige Wärme der aufgehenden Sonne an seinen Gliedern verspürte, sank er sofort aus innerem Antrieb anbetend nieder. Alle Schauer der Andacht durchzogen sein Gemüt, und keinen Gewaltigeren gab es auf Erden als den rhätischen Oberpriester, der neben ihm eine Jubelhymne anstimmte. Am vierten Tage wurde Pechtiegel entlassen; als Römer war er gekommen, als Rhätier ging er wieder heim.

Nicht zu beschreiben war die Freude, mit welcher er von Waga und Mato empfangen wurde. Er nahm ihre Freundlichkeiten ziemlich fühl entgegen, und auf

alle ihre Fragen, wo er gewesen sei, antwortete er bloß: „Auf den Bergen, um dem einzig wahren Gott meinen Kult darzubringen.“

Von da an verschwand Pechiegel noch oft. Da er aber immer glücklich wieder heimkehrte, gewöhnten sich die Hausgenossen daran und ließen ihn gewähren.

Eines Tages fand Waga im Atrium am Fuße der goldenen Sonne ein Pergamentblatt mit den Runen des Druiden. Endlich! Sie entfaltete es hastig und las: Sollte Waga jemals ihres künftigen Amtes vergessen, so möge der Fluch der rhätischen Götter sie treffen. Wie, nichts anderes? Sie faßte es kaum. Nie hatte sie inbrünstiger zu den Göttern gebetet, nie feuriger alle guten Gaben auf ihr geliebtes Rhätien heruntergewünscht wie jetzt. War es gefehlt, daß sie auch für Rom, für die ganze Welt betete? Zum erstenmal regte sich in ihr etwas Widerspenstiges gegen die starre Auffassung des Druiden, der nichts anerkannte, als seinen engen Kreis.

Sie fragte die Hausgenossen nach dem Überbringer des Briefes. Niemand wollte ihn gesehen haben. Vielleicht hatte ihn Ovid gebracht, durch dessen Vermittelung auch der ihrige nach Rhätien befördert worden war. Aber Ovid weilte schon lange in seinem Landhaus, und auf ihre Anfrage vernahm sie, daß er noch nicht zurückgekehrt war.

Das Blatt des Druiden lag tagelang auf ihrem

Tisch, und trotz dem Schmerz, den ihr die ungerechtfertigte Warnung verursacht hatte, war es ihr, als ob der Inhalt ihres ganzen Lebens in diese verschlungenen Zeichen gebannt sei.

Einige Wochen später kehrte Pechtiegel nach ziemlicher Abwesenheit wieder nach Hause. Mato empfing ihn wie einen unverbesserlichen Menschen, mit dessen Streichen man Nachsicht übt.

„Wo warst du wieder?“ fragte sie gelinde schelend. „Das erfährt man natürlich nicht, eins ist aber sicher, fort bist du, wenn hier die wichtigsten Ereignisse stattfinden. Das Herz kann mir vor Freude oder Kummer zerspringen, kein Mensch ist da, bei dem ich es ausschütten könnte. Ja, Dinge sind vorgegangen, Pechtiegel, errate.“

„Eine Maus ist dir ins Bett gekrochen, Mato.“

„Schäme dich, du nichts würdiger Rüttopf, nun sage ich dir nichts.“

„Nun, nun, Mato, so grausam wirst du nicht sein. Komm vorerst mit mir in die Küche, ich bin hungrig und müde, denn da droben, — du verstehst, die An dacht zehrt, besonders bei so scharfer Lust, nachher kannst du erzählen.“

„So komm“, erwiderte sie schnell versöhnt, aber bevor sie die Küche erreicht hatten, flüsterte sie ihm ins Ohr: „Waga nämlich, aber Pechtiegel, nur im

Vertrauen sei es gesagt, Waga wird Kaiserin von Rom."

Pechtiegel stand still, seine Augen glühten wie die einer Raube, wenn sie auf der Lauer steht. „Weiter“, sprach er.

„Weiter? Ja, also weiter, du weißt schon, wer er ist. Die Sklaven sagen, er habe seine Frau nicht mehr geliebt, seitdem er die Rhätierin nach Rom gebracht, weiter sagen sie, er verabscheue Julia, die Kaisertochter, die er heiraten sollte, er sei durch die Rhätierin ein Ausbund von Tugend geworden und falle in Ohnmacht, wenn man die Subura erwähne. Sie lachen freilich, wenn er in unser Haus kommt, und er kommt alle Tage und bleibt immer länger. Sie geht ihm entgegen und begrüßt ihn sehr ehrerbietig, aber du solltest sehen, wie dabei ihre Augen strahlen. Dann gehen sie auf die Galerie.“

„Überhaupt, er kommt jetzt alle Tage?“

„So ist es, Pechtiegel, so wahr ich lebe.“

„Genug, es ist Zeit“, murmelte dieser.

„Zeit, wozu?“

„Zu essen“, sprach Pechtiegel langsam und wandte sich der Küche zu.

Als er durch Speise und Trank frische Kräfte gesammelt hatte, begab er sich nach dem Peristyl und verschloß alle Türen, durch welche Matto etwa eindringen konnte. Dann trat er ohne zu klopfen in das

kleine Wohngemach Wagas, wie es beim rhätischen Häuptling gestattet war. Er stellte sich vor ihr auf und fragte: „Wollen wir nicht aus diesem götterverfluchten Land fliehen, wo wir in beständiger Gefahr sind, totgeschlagen oder vergiftet zu werden?“

„Wie meinst du das?“ fragte sie arglos.

„Wo glaubst du zu sein?“ fuhr er fort. „Vielleicht im herrlichen Rom? O nein, du bist in einer Mördergrube, wenn sie auch mit Statuen geschmückt ist. Der Kaiser und die Kaiserin sind die Hauptmörder und Tiberius ist ihr Helfershelfer.“

„Pechtiegel“, fuhr Waga auf.

Er aber sprach unabirrt weiter: „Und wozu so unerhörte Verbrechen wie Mord an unschuldigen Kindern? Frage doch den Feldherrn Tiberius, ob er nicht Kaiser von Rom werden will? Du bist mit ihm vertraut, dir sagt er vielleicht die Wahrheit.“

Waga starrte ihn an, und an ihr Ohr tönte eine entsetzliche Geschichte von Gift, Verrat, Treubruch und Usurpation. Sie warf dem Sprechenden endlich geziertisch den Befehl zu, zu schweigen. Aber gleichmäßig und machtvoll wie das Rauschen der Welle bei Ebodurum floß der Strom der Anklagen gegen das Kaiserhaus aus seinem Munde fort, nur durch die wiederholte Frage unterbrochen: Will Tiberius nicht römischer Kaiser werden?

„Wer sagt das?“ rief sie mit flammenden Augen.

„Rom sagt das“, rauschte es fort und wieder.
„Will Tiberius nicht römischer Kaiser werden? Frage
ihn doch, du bist mit ihm vertraut.“

Endlich schloß Pechtiegel die Türe auf, empfahl
Waga der Fürsorge der räthischen Götter und ging
ruhig von dannen.

Sie sank halb entseelt auf ihr Ruhebett. Was
hatte sie hören müssen. Rom sagt das, klang es schrill
durch ihre Seele, Rom, das den Kaiser Vater des
Vaterlandes nannte und ihn vor nicht langer Zeit
durch den Senat hatte bitten und beschwören lassen,
seine Hand vom Reich nicht zurückzuziehen. Es war
ihr, als ob sie in einen Abgrund versunken sei. Wie
im Traum erinnerte sie sich, daß der Feldherr bald
kommen werde. Sie raffte sich auf und begab sich
durch das Peristylum und Atrium bis ins Vestibulum.

Hier stand die Bildsäule des Feldherrn. Er war
als Heros dargestellt in übermenschlicher Größe, das
Haupt mit Eichenlaub bekränzt, die Chlamys um-
geworfen und auf der Schulter geknüpft, die Lanze
in der Hand. Das steinerne Bild hatte etwas Ge-
winnendes und Gewaltiges zugleich, das Antlitz war
durchleuchtet von sonniger Jugendlichkeit und patri-
zischer Schönheit, und kaum angedeutet der Zug von
Menschenverachtung um die leise heruntergezogenen
Mundwinkel, den Waga in Augenblicken der Unzu-
friedenheit am Feldherrn entdeckt hatte. Er war ganz

der strahlende Held, den sie sich als Herrscher des Weltreichs träumte.

Sie konnte nicht anders, sie sank an der Bildsäule nieder und lehnte den heißen Kopf an den kalten Stein. Die römischen Sklaven gingen ab und zu, sahen sie neugierig an, vermieden jedoch sie anzureden, denn sie wußten, daß die Rhätierin an allerlei Sonderbarkeiten litt, Pechtiegel ging ab und zu und fragte nicht was ihr fehlte. Dann kam noch einer und als auf dem steinernen Boden des Vestibulums sein Schritt hörbar wurde, stoben die anderen auseinander und waren fort.

„Waga“, eine Hand legte sich auf ihre Schulter.

Sie erhob wortlos das vor Schmerz zuckende Gesicht.

„Waga hier, einsam und verlassen und sucht Hilfe bei mir?“ fragte der Feldherr, und als keine Antwort erfolgte, richtete er sie auf und führte sie ins Atrium. „Was hast du? Was ist dir widerfahren?“ wiederholte er hier.

„Sieh, die dort“, preßte sie mühsam hervor, auf die Büstens des Kaisers und der Kaiserin deutend, „sind sie nicht von ihren Postamenten gestürzt? Liegen sie nicht zerbrochen zu meinen Füßen?“

Tiberius sah die Rhätierin an, als ob er an ihrem Verstand zweifle. „Was ist mit ihnen?“

„Feldherr, wo ist der Sohn des Antonius, wo der Sohn Cäsars, wo das jüngste Kind der Ju-

lia?" Er horchte auf. „Und die Kaiserin, das Urbild aller Tugenden, was sucht sie im Laboratorium des Leibarztes, was will sie von der Wissenschaft?"

Er war leichenblaß geworden. „Ich verstehe", sagte er nach einer Pause langsam, „die Verleumdung hat sich bis an dein Ohr herangewagt."

„Die Verleumdung? Ja, so ist es", sprach sie, sich an das Wort wie an einen Rettungsanker klammernd, „ich glaube auch nichts, aber hier im Herzen sitzt sie wie ein Dolch und bohrt."

Der Feldherr faßte ihre Hand, sie war heiß wie im Fieber, und auf ihrer Stirn perlten große Schweißtropfen. „Waga, die Wahrheit", sagte er mit Mühe seine äußere Ruhe bewahrend, „du hast auch von mir Schlimmes gehört, du zweifelst an mir?"

„Ich an dir zweifeln? Zweifle ich an den Geistern, die hoch über mir wandeln? Feldherr, am Tag, an dem das wahr wird, gib mir den Tod, denn ich könnte nicht weiter leben."

Er mußte sich wegwenden, um seine Bewegung zu verbergen. Nie hatte er die Räätierin so in sich aufgelöst gesehen, nie einen so tiefen Blick in ihr Inneres getan wie jetzt. Zum erstenmal verriet Waga das Weib.

Er stand auf und machte einen Gang durch das Atrium, um Fassung zu gewinnen. Es gelang. Schon früher hatte er an die Möglichkeit dieser Stunde gedacht, und längst stand es in ihm fest, daß zwischen

ihm und der Rhätierin kein anderes als ein reines Freundschaftsverhältnis walten dürfe, wenn er sie nicht verlieren sollte. Er schüttelte daher den Glücksschauer, der ihn beim Einblick in ihre Seele übersallen hatte, von sich und kehrte zu ihr zurück. „Waga“, sprach er im Tone sanften Vorwurfs, „alle deine Sorgen und Ängste kommen schließlich von der Unerfahrenheit deines kleinen Lebens. Wärest du als Römerin geboren, so würdest du über nichts mehr erstaunen und erschrecken, sondern den Ursachen auf den Grund gehen und unsere Zustände nehmen, wie sie nun einmal sind.“

„Auch diese bösen Gerüchte sollte ich gelassen hinnehmen?“ fragte sie erschrocken.

„Auch diese, sie sind aus dem römischen Volksgeist selbst hervorgegangen. Könnte ich es dir klar machen.“ Sie hing gespannt an seinen Lippen, und er erklärte nun ganz ruhig: „Um unsere Größe zu erreichen, haben wir zahllose Kriege führen müssen, Stamm gegen Stamm, Volk gegen Volk. Daß der Römer mit den Individuen nicht mehr rechnet, wenn das Wohl des Staates in Frage kommt, ist ganz natürlich. Und der Römer weiß, daß das Wohl des Staates am Szepter des Kaisers Augustus hängt, deswegen stellt er den Kaiser, wie die Götter, über das menschliche Gesetz und würde selbst eine Handlungsweise, die bei gewöhnlichen Sterblichen verabscheunigswürdig wäre, an ihm nicht prüfen, sondern ver-

trauensvoll hinnehmen. Oder glaubst du, daß Kaiser Augustus weniger Verehrung genießt, weil die Verleumdung sein Haus umschleicht?"

Waga sah ihn starr an. „Du willst doch nicht sagen, daß die Römer am Kaiser diese entsetzlichen Mittel zum Zweck entschuldigen würden? Und daß der Fall nicht unmöglich wäre?"

„Ich spreche von keinem Fall", fiel ihr der Feldherr in die Rede. „Ich will dir nur zeigen, wie ein so böses Gerücht im Volke Fuß fassen konnte."

„So sage mir", sprach sie sich an seiner Ruhe aufrichtend, „sage mir wenigstens, daß auf deinem Namen kein Makel liegt."

„Ich weiß es nicht, meine Vaterstadt ist eine große Verleumiderin."

„Feldherr, du willst Kaiser werden, gib mir den Trost, daß dich kein anderer Gedanke leitet, als den Völkern Glück und Frieden zu bringen."

„Hier meine Hand, ich habe den festen Willen, ein guter und weiser Herrscher zu werden und nun, Waga, frage nicht mehr."

„Gut, ich will nicht weiter fragen, du weißt ja, daß ich dir vollkommen vertraue, wenn auch die ganze Welt trügt. Leite mich und stütze mich und lehre mich Rom, lehre mich die Welt verstehen."

Tiberius, der gereifte, erfahrene, scheute sich in die unschuldigen Augen der Ahnungslosen zu blicken. Er schied von ihr mit dem beglückenden Gedanken,

daß er sich tapfer gehalten und die Rhätierin ihn als guter Genius durch das Leben begleiten solle.

Am folgenden Tag wurde Tiberius zur Kaiserin beschieden. Sie empfing ihn mütterlich lieblich und wie immer mit einiger Überlegenheit. „Du machst dich selten bei mir, mein Sohn“, sagte sie, „aber ich weiß, du bist fleißig, du lebst zurückgezogen, ich kann dem Kaiser nur gutes von dir berichten.“

Der Feldherr war so großes Lob aus dem Munde der Mutter nicht gewohnt; er blieb auf seiner Hut und erwiederte bloß: „Ich danke dir, Mutter.“

Sie fuhr höflich, wie sich entschuldigend fort: „Leider muß ich dir eine unangenehme Mitteilung machen. Die Umstände fordern, daß du die Rhätierin zurückschickst.“

Tiberius fuhr zusammen, als ob der Blitz neben ihm eingeschlagen hätte. „Waga?“

„Ja, den guten Einfluß wahrnehmend, den sie auf dich ausübt und euch vollkommen vertrauend, habe ich dich im Verkehr mit ihr gewähren lassen. Jetzt sehe ich ein, daß es nicht klug war. Rom spricht über euch.“

„Wie, sollte sich die Schmähsucht auch an dieses reinste aller Menschenkinder heranwagen?“ sagte Tiberius bitter. „Waga ist die einzige Frau, die ich wahrhaft verehre.“

„Kind“, sprach Livia, in der plötzlich das Muttergefühl aufflammte. „Ich wollte, Waga wäre an Zu-

liaß statt. An ihrer Seite würdest du deine guten Vorfäße ausführen. Aber das sind müßige Gedanken, du wirst Julia heiraten. Der Kaiser ist vorbereitet und wartet nur auf die Stimme Roms. Diese wird sich bei der nächsten Senatssitzung hören lassen.“

„Die Kaiserin sagt es, also ist es wahr“, erwiderte Tiberius dumpf.

„Allerdings, ich war nicht untätig, während du für nichts mehr Sinn hattest, als für deine Rhätierin. Heute erwarte ich wieder die Senatoren Claudius und Calpurnius, die bewährten Freunde, die mich immer verstehen. Sie sollen dir nützlich sein. Natürlich kann eine Privatangelegenheit nicht im Senat zur Sprache kommen, aber du weißt sehr wohl, daß das, was vor und nach der Sitzung vorgeht, oft wichtiger ist, als die Verhandlungen selbst. In acht Tagen findet die nächste Senatssitzung statt, die einflussreichsten Senatoren werden den Kaiser nach dem Palatin zurückbegleiten; auf diesem Wege hat Rom schon oft seine Wünsche kund getan und wird es auch diesmal tun.“

„Du bist immer klug und vorausschauend, Mutter“, erwiderte der Feldherr, zu Boden blickend.

Die Kaiserin fuhr mit Entschiedenheit fort: „Selbstverständlich muß die Rhätierin bis dahin weg sein. Du weißt, wie viel Rom einem jungen Patrizier nachsieht, solange er nicht verheiratet ist. Aber die Ehe ändert mit einem Schlag die Forderungen, die man

an ihn stellt. Der Römer muß die Familie ehren, so will es der Kaiser. Ich weiß, Waga ist tugendhaft, aber der Schein ist gegen euch, Rom glaubt nicht an ein reines Freundschaftsverhältnis zwischen Tiberius und einer Frau.“

„Ich werde Rom durch untadelhaften Lebenswandel zum Schweigen bringen.“

„Kind“, sprach die Mutter fast traurig, „ihr traut euch zu viel zu. Du bist jung, sie ist jung, du wirst an der Seite einer ungeliebten Frau leben, sie ist allein, auf sich allein gestellt — hat sie keine Ahnung von einer Gefahr?“

„Nein, eben darum will ich selbst über ihre Tugend wachen.“

„Die Rhätierin muß fort“, wiederholte sie statt aller Antwort.

„Nein.“

„Auch wenn der Kaiser es dir befiehlt?“

„Auch dann nicht.“

Die Mutter sah den Sohn mit Schrecken an. „Bist du von Sinnen? Hast du vergessen, was auf dem Spiel steht?“

Er zuckte mit den Achseln.

Sie erhob sich und stand aufrecht vor ihm. „Gut, daß ich es weiß“, sagte sie ruhig und kalt. „Diese Stunde belehrt mich, daß die Rhätierin viel gefährlicher ist, als ich glaubte. Deine Verblendung selbst spricht für deine Leidenschaft; über diese täuschest du

dich absichtlich, um sie pflegen zu dürfen. Aber glaubst du, die Stunden des Glücks, die du bei deiner Rhätierin verbringst, wiegen meine schlaflosen Nächte auf? Wisse, das Zepter ist zum voraus mit der Ruhe deiner Mutter bezahlt, und nur der Gedanke, daß ich nicht als Frau, sondern als Romas Kaiserin handle, hat mich in den heißen Kämpfen, die ich allein ausgesuchten habe, aufrecht erhalten. In unserm Geschlecht ist Romas Seele verkörpert, du wirst ihr Interpret sein, du wirst Kaiser werden. Drum fort mit dem Wurm, der sich an den Saum deines Purpurs hängt. In acht Tagen wird die Rhätierin unterwegs sein, oder ich werde dafür sorgen, daß sie — verschwinde."

Die Kaiserin schien zu wachsen, während sie sprach, in ihren Augen glühte ein selthamer Glanz, und in ihrem ganzen Wesen offenbarte sich eine Gewalt, die, wie das Fatum, weder Widerspruch noch Hindernisse kennt.

Tiberius wagte kein Wort zu erwidern. Sie kehrte ihm den Rücken und verließ hochaufgerichtet das Gemach. Er blieb einen Augenblick wie vernichtet auf seinem Platz, dann sprang er auf und durchraste das Atrium. Er wußte, es gab kein Entrinnen mehr, Waga war für ihn verloren. Und mit dieser Gewißheit erwachte zum erstenmal ein ungestümes Verlangen nach ihr. — — —

Waga horchte gespannt nach dem Vestibulum. Ob der Feldherr heute nicht kam? Ein bekannter Schritt

wurde hörbar, sie stand klopfsenden Herzens auf und ging ihm entgegen. „Endlich bist du da“, sprach sie voll Freude, „zwei lange Tage bist du ausgeblieben, ich war um dich besorgt.“

„Ja, zwei ewig lange Tage. Waga, ich komme, um von dir Abschied zu nehmen.“

„Willst du wieder verreisen?“

„Nein, aber du, Waga, — die erhabene Kaiserin schickt mich mit der Botschaft zu dir, du darfst in den nächsten Tagen verreisen. Somit geht dein lang gehegter Wunsch in Erfüllung.“

Sie wandte sich weg, aber der Feldherr hatte ihr Erbleichen bemerkt. „Wie ist es hier schwül“, sagte er sich den Schweiß von der Stirne wischend, „oder ist es vielleicht kalt?“

„Warum sollte ich jetzt verreisen?“ sprach Waga, sich ihm langsam wieder zuwendend. „Mir ist, als ob ich erst jetzt zu leben anfange.“

„Warum? Frage die römischen Jungen. Kommt es dir nie in den Sinn, daß wir beide noch jung sind?“

Diesmal überflammt eine heiße Röte die Wangen der Rhätierin. Niemals hatte der Feldherr so gesprochen. „Komm nach der Galerie zu unserm Weltreich“, erwiderte sie rasch. „Ich vermute, dir ist in den letzten Tagen von den Menschen schlimmes widerfahren.“

„Lassen wir unser Weltreich. Waga, wollen wir nicht einmal zusammen ausgehen?“

Sie widersprach nicht. Er führte sie hinaus in die palatinischen Gärten, sie setzten sich auf eine Bank. Waga sah sinnend vor sich nieder. Nach einer langen Pause sagte sie bittend: „Feldherr, schicke mich nicht fort.“

„Ich dich fortschicken?“

„Es braucht ja nur ein Wort von dir, so wird mir die erhabene Kaiserin gern gestatten, zu warten, bis auch Viktor geht, was ja in einem halben Jahre geschieht.“

Er sah in ihren Augen das Vertrauen eines Kindes und brachte die bittere Wahrheit nicht über die Lippen. „Wir wollen es glauben“, versuchte er zu scherzen.

„Wie hast du mich erschreckt, es war dir gar nicht ernst mit meiner Abreise“, erwiderte sie mit einem Lächeln.

Sie erhob sich und atmete tief auf, als ob sie eine Last von sich schütteln wolle. Dann wandelte sie vor ihm auf und nieder, pflückte Blumen, lauschte dem Gesang der Vögel und plauderte über nichtssagende Dinge. Zum erstenmal gab sie sich als junges Mädchen. Der Feldherr sah, daß sie glücklich war, die Lebenslust sprühte auch in ihm mächtig auf. „Waga“, sagte er, „nicht wahr, die Welt ist wunderschön? Wir wollen sie heute in vollen Zügen genießen, wir wol-

len in das volle Leben hinein, in die Arena, oder schreckst du davor zurück?"

„Nein, die Spiele sollen zwar schauerlich sein, aber ich gehe, wohin du willst.“

Sie stiegen vom Palatin hinunter und bogen in eine Straße ein, die unter Platanen zum Amphitheater Castrense führte. Der Feldherr war auf dem langen Weg einsilbig, Waga blieb unverändert in Sorglosigkeit und Heiterkeit. Sie erreichten das Theater. Der Feldherr vermied die kaiserliche Loge und wählte einen dunkeln Platz. Waga hatte außer am Tage des Triumphzuges nie eine solche Menschenmenge beisammen gesehen. Das Theater war voll besetzt. Ein ungewöhnliches Schauspiel sollte stattfinden, ein Kampf zwischen einem Löwen und einem rhätischen Auerochsen, dem ersten, der nach Rom gebracht wurde. Frauen und Männer hatten die weißen Umhüllungen abgelegt, und wie ein edelsteinfunkelndes Riesendiadem umzogen die Sitzreihen die Wände des Gebäudes. Aus einem Gewölbe wurde ein Löwe freigelassen. Er durchrannte die Arena in rasendem Lauf, blieb dann plötzlich stehen und erhob das Auge wie fragend nach den Menschenreihen. Nun ging auf der entgegengesetzten Seite eine Türe auf und heraußsprang, von glühenden Zangen gestachelt, ein gelbes Ungetüm, der Auerochse aus Rhätien. Einen Augenblick maßen sich die Fürsten der Wälder mit prüfendem Blick, dann retierte der Löwe sachte, sachte gegen sein Gelaß.

Schallender Jubel ertönte, dazwischen ließen sich Rufe der Indignation hören: „Nieder mit dem Löwen, Tod dem Schwächling, dem Elenden, dem Feigling, peitscht ihn heran, aufgespießt soll er werden.“

„Fürchtest du dich nicht, Waga?“ fragte Tiberius. „Es wird heute wild zugehen. Noch mehr Löwen und Tiger werden auftreten und auch Menschen.“

„Was soll ich fürchten, wenn du bei mir bist?“

Während sich in der Arena ein Kampf auf Leben und Tod entspann, sahen sie sich an und vergaßen, wo sie waren. Der wütende Beifallsturm der Menge verkündete den Sieg des Auerochsen. Der Löwe lag verendet auf dem Sand. Ein Gladiator von herkulischem Gliederbau und verwegener Haltung trat auf; er war nackt und trug ein rotes Fähnlein, mit welchem er den gelben Koloß umkreiste.

„Komm“, sagte der Feldherr, sich erhebend, „wir gehen.“

„Wir gehen, wohin?“

Er führte sie wieder ins Freie, und während sie langsam den Weg nach dem Palatin zurücklegten, fielen Worte in ihr Ohr, die sie in einen Taumel von Seligkeit wiegten. Nur hie und da öffnete sie die Augen weit, als ob etwas Entsetzliches vor ihr auffstiege.

Sie hatten das Haus der Livia erreicht, sie traten in das Vestibulum, sie waren im Atrium. „Mein

bist du, Waga, ich lasse dich nie mehr", rief Tiberius in maßloser Leidenschaft und breitete die Arme aus.

„Druidin“, scholl es in rhätischer Sprache von der Türe her, „du gehörst den rhätischen Göttern.“

Waga sank wie vernichtet an die Büste der Livia.

„Hinweg von der Giftpischerin“, rief Tiberius befehlend. „Sehen will ich, ob sie die Macht hat, dich von mir zu reißen. Nicht nach Rhätien gehst du, nein, nach dem verborgendsten Winkel der Apenninen entführe ich dich. Ich liebe dich, du liebst mich, sage ja.“

„Druidin“, tönte es wie vorhin, „hast du vergessen, was du am Fuße der goldenen Sonne gefunden hast: Sollte Waga jemals ihres Amtes vergessen, so möge der Fluch der rhätischen Götter sie treffen.“

Waga richtete sich auf, wie aus langem, langem Schlaf erwachend. „Ich liebe dich, o, ich Unselige, ja, es ist wahr, ich liebe dich, und damit hat die Druidin ihr Leben verwirkt.“

„Nicht so, dein gutes Menschenrecht ist es, zu lieben. Fliehe mit mir.“

„Tiberius“, sprach Waga todesbleich, aber voll Hoheit und Sanftmut. „Der Wahnsinn ist verflogen, ich sehe klar, wir sind entsetzlich in die Irre geraten. Dein ist das Weltreich, die Herrschaft, die Macht, Völker zu beglücken, mein bleibt die Schuld, die Reue, die Buße —“

In den Zügen des Feldherrn ging eine er-

schreckende Veränderung vor. „Ha, Waga“, rief er mit heiserer Stimme, „ich bin nicht gewohnt zu bitten, sondern zu befehlen, du gehorchst mir, du bleibst bei mir.“ Er streckte den riesenstarken Arm aus, um sie zu umschlingen, aber bevor er sie erreichte, stand Pechtiegel zwischen ihnen.

Waga erhob die Hände wie beschwörend zu ihm. „Tiberius, ich gehe, mein Schicksal zu vollenden, vergiß nicht unser Weltreich, lebe glücklich.“ In ihrem Wesen offenbarte sich eine solche Glaubensgewalt, daß sie ihm plötzlich wie eine Fremde erschien, und er in allen Tiefen erschüttert sich langsam von ihr wandte. Pechtiegel zog sie hinaus vor das Haus und drängte fort, fort an einen Ort, wo sie den Retter finde.

Sie folgte atemlos. Erst als sie die Stadt im Rücken hatten, stand sie still und fragte: „Wohin?“

„Zu deines Vaters Bruder, er erwartet dich“, erwiderte Pechtiegel, nach den Alpeninnen zeigend.

„Habe Dank“, murmelte sie und schritt unverzüglich weiter.

Als sie eine Höhe erreicht hatten, sagte Pechtiegel mitleidig: „Willst du noch einmal Rom sehen, dieses götterverfluchte Rom, das dir den Kopf verdreht hat, so blicke zurück.“

Sie tat es. In der Ferne tauchte eine weiße Masse mit ragenden Zinnen und Kuppeln aus dem Grün empor. Sie breitete abschiednehmend die Arme gegen die ewige Stadt aus und rief in herzerreißend-

dem Tone: „O Rom, o Tiberius!“ Dann setzte sie stillschweigend ihren Weg fort, ohne sich noch einmal umzuwenden.

Am folgenden Tag erschien Ovid im Auftrag der Kaiserin in Wagas Wohnung. Livia wollte der rhätischen Jungfrau einen Beweis ihrer Achtung geben, indem sie ihr den befreundeten Dichter als Reisebegleiter bis zur gallischen Grenze bestimmte. Ovid erschrak nicht wenig, als er hörte, daß Waga verschwunden sei und zwar mit Pechtiegel. Er verwünschte seinen Landaufenthalt, der ihn von der Arglosen so lange fern gehalten hatte. Die verworrenen Mitteilungen der jammernden Mato mit den Andeutungen der Kaiserin und den eigenen Beobachtungen vergleichend, erriet er, daß sie nach einer entscheidenden Szene mit dem Feldherrn geslossen war. In schonender Weise nahm er Mato die Hoffnung, daß die beiden Verschwundenen nach Rom zurückkehren könnten. Er beugte sie, mit ihm zu kommen und versprach, für ihre Rückkehr nach Rhätien zu sorgen. Sobald er die Ärmste einer zuverlässigen Sklavin seines Hauseswesens übergeben hatte, begab er sich nach dem Marsfelde zu Viktor. Dieser hatte selber genug gesehen und gehört, um nicht die Vermutungen Ovids zu teilen. Nur über den Ort, nach welchem sich die beiden Flüchtlinge etwa gewandt hatten, waren beide vollständig im Dunkeln.

Viktor begleitete den tiefbetrübten Dichter nach

der Stadt zurück und begab sich, ohne ein Wort über seine Absichten zu verraten, in die Wohnung des Feldherrn. Die Sklaven wehrten ihm den Eintritt nicht, wußten sie doch, daß gerade an Tagen, da der Feldherr sich von der Welt abschloß, der Rhätier vorgeladen wurde. Er drang in sein Wohngemach, er stand vor ihm. „Feldherr“, sagte Viktor, den Blick in sein übernächtiges Auge bohrend, „ich komme, um meine Schwester von dir zu fordern.“

„Was willst du von ihr?“

„Sie töten, wenn sie sich vergangen hat.“

„Tiberius fuhr auf. „Verwegener, ist dir an deinem Leben nichts gelegen? Sie ist unschuldig“ fügte er aufatmend hinzu.

„Aber sie hat dich geliebt.“

„Ja“, sprach der Feldherr fest, und in seinen erdfahlenen Zügen leuchtete es plötzlich wie der Widerschein einer untergegangenen Sonne auf.

„Gut, sie kennt selbst ihre Pflicht.“

„Viktor, die Pflicht ist entsetzlich, suche sie davon abzubringen.“

„Nein.“

Der Feldherr sah den rhätischen Jüngling mit einem Blick an, der zwischen Grauen und Bewunderung schwankte. „Geh“, sagte er nach langem Schweigen, kehre nach Rhätien zurück und folge deinen glücklichen Trieben, sie werden dich niemals in den Abgrund führen. Und wenn du einst von guten oder

bösen Taten des Kaisers Tiberius hörst, so lasse das Urteil der Menge, du richte nicht.“

„Feldherr“, rief Viktor, der Stimme des Herzens folgend, „lebe glücklich, ohne Haß denke ich an dich zurück.“

Tiberius winkte ihm gebieterisch, sich zu entfernen.

In der Nacht setzte er mit großer Sorgfalt zwei Schreiben für den kaiserlichen Stiefvater auf. Das eine enthielt die Werbung um seine Tochter Julia, das zweite die Bitte, den Patrizier Porcius als Prokurator nach Rhätien zu senden und zwar sofort, und ihm den landeskundigen und militärisch begabten Häuptlingssohn Viktor beizugeben, auch vom Gesetz diesmal Abstand zu nehmen und die Heirat zwischen der Tochter des Patriziers und dem Barbar nicht zu hindern.

Er nahm eine Abschrift vom zweiten, überschrieb sie mit fester Hand: Den Manen Wagas — und verschloß sie in einer Kassette.

„Und nun Ruhe und dann Rom und nichts als Rom“, murmelte er und warf sich zu Tode ermattet auf sein Ruhebett. Ein wohltätiger Schlummer nahte dem Gequälten. Als er erwachte, stand die Mutter mit dem Leibarzt vor ihm.

„Sohn“, sagte die Mutter, sich liebevoll über ihn beugend, „ich bin um dich besorgt, überlaß dich jetzt der Pflege des Arztes.“

Tiberius wandte sich von ihr weg. „Laß mich, Mutter, ich bin nicht frank, ich brauche nur — Vergessenheit.“

Die Kaiserin sah, daß weder Zuspruch noch Arznei zu dieser Stunde helfen konnten. Sie entfernte sich bald mit dem Leibarzt. „Ich fürchte, die Dämonen werden übermächtig in ihm“, flüsterte sie besorgt.

„Nein, gegenwärtig walten die guten Geister“, erwiderte der Arzt bestimmt.

„Und in Zukunft?“

„Ich weiß es nicht.“

Die Kaiserin zuckte unwillig mit den Achseln und ließ ihn stehen. Der Leibarzt sah ihr mit düsterm Blick nach. „Livia, du hast gesiegt, die Claudier werden herrschen, aber wenn die Dämonen wieder erwachen, wehe dir, unglückliches Rom.“

An einem Julimorgen traten drei Reisende aus einer hochgelegenen Hütte der apenninischen Berge und schlossen sie ab. Sie hatten drinnen nichts mehr zu tun. Auf den Knien verrichteten sie ihre Morgenandacht vor dem aufgehenden Tagesgestirn, dann erhoben sich die zwei Männer und warteten stillschweigend bis auch die Jungfrau aus ihrer Verunkenheit erwachte. Es dauerte lange.

„Hast du dich noch einmal geprüft, meine Tochter, ob du keine irdischen Wünsche mehr hast?“ fragte der ältere der Männer.

„Ich habe keine“, erwiderte sie mit klangloser Stimme.

„Und ob deine Erinnerungen —“

„Ich habe keine. Die entsetzliche Täuschung Rom liegt weit hinter mir.“

Die Reisenden machten sich auf den Weg nach der Stadt der Gallier. Hier nahmen sie einen Wegweiser mit. Der Pfad führte sie rasch nach der Tiefe. Der Himmel war wolkenlos, und die Sonnenstrahlen, die von den hellen, jeder Vegetation entblößten Halden abprallten, erfüllten die Luft wie mit feurigem Spinnengewebe. Am Nachmittag erreichten sie eine Taleinsenkung, die einem Kochenden Kessel glich. Seltsame Gewächse tasteten sich mit plumpen, fleischigen Händen aus zerklüftetem Gestein hervor, stachlige Blätter starrten bewegungslos in die heiße Luft. Ein Bach, an welchem blühendes Oleandergebüsch überhing, schien hier zu ruhen und seine gelben Fluten zu müdem Weiterrollen zu sammeln. Auf einem Felsen über dem dampfenden Tal, aber von seinen giftigen Dünsten unerreicht, lag wie eine Krone ein altersgraues Städtchen, das seine etruskische Bauart nicht verleugnete.

Pechtiegel wischte sich den Schweiß von der Stirn. „Heiß?“ fragte er einmal, nach Waga blinzelnd, um sich die furchtbare Pein zu erleichtern. Aber ein strahlender Blick des Druiden belehrte ihn, die nach innen Verlorene nicht zu stören.

Sie stiegen die in Felsen gehauenen Stufen hinauf

und übernachteten im Städtchen. Am folgenden Tag betraten sie einen Eichwald und kamen immer höher durch schauerliche Schluchten und öde steinige Täler, in welchen kein Vogellaut und kein Wassergeräusch die trostlose Stille unterbrach. Es war ihnen nicht möglich, vor Nacht eine bewohnte Menschenstätte zu erreichen, und sie mußten sich im Freien zur Ruhe hinlegen. Mit Sonnenaufgang nahmen sie ihre Wanderung wieder auf. Der Pfad senkte sich in die Waldregion hinunter und dann plötzlich in ein weites Tal, das von der Tiber durchrauscht war. Bald erreichten sie ihr nächstes Ziel, eine größere Ortschaft, wo durch die Vorsorge der Druidenbrüder drei gesattelte Maultiere ihrer harrten. Von hier aus konnten sie nicht mehr in die Ferne gehen. Der Wegweiser wurde entlassen. Nun dem Lauf der Tiber entgegen durch Oliven- und Orangenwäldchen, an Menschenwohnungen und Getreidefeldern vorbei und auf ihre Frage nach Perusia die stete Weisung nach Norden. Nach einigen Tagen tauchte in der Ferne eine stahlgraue Fläche auf, der trafenimische See, und darüber erhob sich auf einer Anhöhe Perusia. Ringsum fruchtbare Hügel, blühende Dörfer und auf der breiten Straße Verkehr, Menschengruß, Fröhlichkeit. Der Druid ließ das fremde Leben unbeachtet und murmelte etwas lauter seine rhätischen Fußgesänge. Waga sah die ganze Herrlichkeit der Erde vor sich ausgebreitet ohne sie zu fassen. Sie versenkte den Blick in die farblose Wasser-

masse, die in ihrem eintönigen Wellenschlag allein ein Bild ihrer Seele bot.

In Perusia sorgte ein Druide für das weitere Fortkommen der Reisenden, und am nächsten Tag ritten sie mit frischen Maultieren auf bequemer Straße nach Cortona, Aretium, dann bogen sie in ein fruchtstroßendes Tal am Arno ein. Dem Fluß abwärts folgend, gelangten sie in eine Gegend, in welcher die Göttin Flora selbst ihren Aufenthalt genommen zu haben schien, Blumen im Tal, Blumen auf den Hügeln und Halden, Blumen im Sonnenschein und Waldesschatten und mitten drinnen eine Stadt im Entstehen, die ihren Namen der Umgebung entlehnt hatte, Florentia. Die Augen der schweigsamen Reiterin glitten so achtlos über die Menschen, die ihnen begegneten, hinweg, wie über die Blumen des Feldes.

Bald betraten sie gallisches Gebiet und wurden von den Stammes- und Glaubensbrüdern von einer blühenden Stadt in die andere befördert. Mutina, Placentium, Ticinum, Mediolanum, Comum boten ihnen nacheinander eine Ruhstatt. Die gallischen Einwohner trugen römische Tracht, wiesen römische Sitte auf, zeigten sich stolz, römische Provinzialen zu sein, und auf allen Straßen wurde das Lob des Kaisers Augustus gesungen.

Von Comum erreichten sie in einem Tag Clavenna, ein Städtchen am Fuße des Splügen, das sich rühmte, der Schlüssel der Alpentore zu sein. Rhä-

tische und römische Laute schlügen an ihr Ohr, denn der Verkehr über die Berge war groß.

„Wir kommen von Rom“, warf Pechtiegel gleichgültig hin, als sie abstiegen, und im Nu waren sie von einem Schwarm Neugieriger umgeben.

„Ihr kommt von Rom? Wer kommt jetzt nicht von Rom?“ hörten sie durcheinander reden. „Vor einiger Zeit ist der rhätische Prokurator mit seinem Gefolge hier durch.“

„Wer war dabei?“ fragte Pechtiegel aufhorchend, während der Druide den Kreis zu durchbrechen suchte.

„Wer dabei war? Oh — zwei schöne, junge Mädchen, Mato und Balilla.“ Lautes Gelächter erfolgte, dann ging es wieder an. „Ein braver Mann, ein vorzüglicher Mann, der Prokurator, man sah ihm das Wohlwollen für Rhätien an, obwohl er kein Wort sprach. Oder hat er den Rhätierin seine Achtung nicht dadurch bewiesen, daß er dem Häuptlingssohn seine einzige Tochter zur Frau gab?“

„Ja, aber auf Verwendung des Feldherrn Tiberius“, ließ sich einer vernehmen. Aus lauter Freude, daß er die Kaisertochter Julia bekommen, hat der Feldherr auch diese Heirat angeordnet.“

„Ich habe es anders gehört“, sagte ein anderer. „Diese Heirat ist durch die rhätische Häuptlingsstochter zuwege gekommen, welche die Geliebte des Feldherrn ist.“

Der Druide sprang auf den Sprecher zu und rü-

telte ihn, daß er zu Boden fiel. „Egender“, rief er mit donnernder Stimme, „nimm dich in acht, was du sprichst, oder der Fluch der Götter wird dich treffen.“

Während lautes Geschrei sich erhob, stand Waga unbeweglich mitten in der Menge, sah und hörte alles, was um sie her vorging und zuckte nicht mit der Wimper.

Bechtingel aber neigte sich zu den Nächststehenden und raunte ihnen zu. „Wißt ihr, wer die rhätische Häuptlingstochter ist? Seht sie dort, ein freiwilliges Opfer.“

Die Leute zogen sich scheu zurück und sahen von fern voll Grauen und Unbetung auf die Jungfrau, die mit den beiden Männern im Hause des Druiden verschwand.

Um Morgen zogen die Reisenden weiter. Eine stumme Menschenchar gab ihnen das Geleite, weit in das schluchtartige Tal, das sich zur Höhe des Splügen hinaufwand. Als der Drude ihre Begleitung nicht länger annahm, blieben sie stehen und sahen ihnen nach, bis sie bei einer Krümmung des Weges verschwanden. Dann küßten sie die Erde, auf der die Jungfrau vorübergeschritten und schlügen, Fußgesänge murmelnd, den Rückweg an.

Auch Bechtingel sprach leise seine Gebete vor sich hin und erwiderte den Gruß der Vorübergehenden nicht mehr.

Der Drude aber schien das Selbstbewußtsein, das

ihn in fremden Landen hie und da im Stich gelassen hatte, mit dem ersten Schritt auf rhätischer Erde wieder gewonnen zu haben. Seine Haltung war die eines Königs, und sein Blick hatte etwas Triumphierendes. „Mut, Waga, Mut“, sprach er zu dieser, als er sah, daß sie immer stiller und bleicher wurde, „wir sind bald am Ziel.“

„Mut, Waga, Mut“, wiederholte er am folgenden Morgen, als sie Speise und Trank verweigerte und weltentrückt in den lichterfüllten Himmel hineinstarrte.

Und endlich standen sie vor Curia Rhætorum. Die braunen Hütten der Stadt schmiegten sich wie ehedem an den Fuß des Hügels, aber darüber thronte stolz die römische Burg Martiola mit ihren Umfangsmauern und Türmen. In die Züge der Rhätierin kam Leben, und das matte Auge begann zu leuchten. Sie erhob sich und breitete die Arme nach der Stadt aus. „Heimat, Viktor, Virginia“, rief sie mit fester Stimme, „alle rhätischen Götter mögen euch segnen. Lebt wohl.“

Der Druide gab Pechiegel den Befehl, die Nachricht seiner Ankunft in die Stadt zu bringen. Dann warf er noch einen Blick voll Haß nach der Burg und lenkte mit Waga in den Pfad zur Bergterrasse ein, wo das Volk noch immer seine nächtlichen Zusammenkünfte hielt, um den heimischen Göttern zu opfern.

Borcius saß mit den Seinigen zu Tisch. Er schien seine Schweigsamkeit vergessen zu haben und besprach mit Viktor lebhaft die Landesverhältnisse. Virginia sah freudestrahlend vom einen zum andern. Es fehlte nichts zu ihrem Glück.

Da trat ein Khätier hastig ins Gemach und flüsterte Viktor etwas zu. Virginia sprang auf. „Vater“, rief sie mit angsterfüllter Stimme, „Waga ist gekommen, rette sie, rette sie, bevor es zu spät ist. Die Nacht bricht herein.“

„Nein“, erwiderte Viktor mit eiserner Ruhe, „Waga kennt ihre Pflicht.“

Borcius winkte der Tochter zu schweigen. Wieder war aus dem fremden Volk eine Kundgebung an ihn herangetreten, die er wie manches andere Unverständene zu ehren sich vorgenommen hatte.

Viktor verließ die beiden und begab sich allein in den Tannenwald. Als die erste Morgenröte sich zeigte, kehrte er das Gesicht gegen die Bergterrasse und stimmte den Totengesang an.

Zu gleicher Stunde erhob sich Waga vom Opferstisch, an welchem sie die Nacht betend zugebracht hatte, und ließ sich von dienenden Jungfrauen priesterliche Gewänder anlegen und mit Blumen schmücken. Dann schritt sie in ihrer Mitte hochausgerichtet, das Antlitz verklärt vom ewigen Licht, das sie innerlich durchglühte, zum Abgrund. Sie erreichte ihn nicht. In nie gesehenem Glanz stieg das Tagesgestirn über den

Bergesrand empor, und von seinem ersten Strahl getroffen, sank die von der Reise und den Fußübungen gänzlich Erschöpste tot in die Arme ihrer Gefährtinnen. Das Volk drängte sich heran, um sie zu sehen. „Ein Wunder ist geschehen“, ließ sich eine Stimme vernehmen, „das ewige Licht selbst hat seine Priesterin heimgeholt, die Götter wollen keine Menschenopfer mehr.“ Das Wort pflanzte sich fort und übertönte die Totengesänge, welche die Jungfrauen über der Entseelten anstimmten.

Der Druide bemerkte die Wandlung, die in der Menge vorging. Er trat dicht an den Abgrund und rief mit weithin schallender Stimme: „Törichtes, verblendetes Geschlecht, weißt du nicht, daß ein Volk, das nicht mehr imstande ist, das höchste Opfer zu bringen, dem Untergang geweiht ist? Rhätien, für dich weihe ich mich den Göttern.“

Mit diesen Worten neigte sich der Oberpriester des rhätischen Stammes über den Felsenrand und verschwand.

Wehklagend kehrten die Rhätier in ihre Hütten heim. „Doch als der erste Eindruck über das schreckliche Ereignis vorüber war, scholl es laut und lauter durch das Land: „Die Götter wollen keine Menschenopfer mehr. Mit den Römern ist eine neue Zeit angebrochen.“
